

Klaus Schuhmann

Vom Furor
teutonicus zur
pazifistischen
Brüderlichkeit



Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
2015

Vom Furor teutonicus zur pazifistischen Brüderlichkeit

KLAUS SCHUHMANN

Vom Furor teutonicus zur
pazifistischen Brüderlichkeit

*Ein essayistischer Exkurs
in die »Poesie des Krieges«
(1914–1933)*

Mit einem dokumentarischen Anhang

TEXTE ZUR LITERATUR

Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

Heft 12

ISBN 978-3-89819-422-8

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2015

Harkortstraße 10, D-04107 Leipzig

www.sachsen.rosalux.de

info@rosalux-sachsen.de

Redaktion: Daniel Neuhaus / Manfred Neuhaus

Umschlag: Jutta Damm-Fiedler

Satz: Daniel Neuhaus

Herstellung: GNN-Verlag Sachsen GmbH

Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

INHALT

I. »Forscher, die nach uns kommen (werden) manches Gesetz des dichterischen Schaffens aufspüren«	7
II. »Feinde ringsum!« – »Das Volk in Eisen« – kriegerischer Patriotismus im Gedicht	15
III. »O neuer Tag von uns längst vorgesungen« – vom pazifistischen Protest zur politischen Aktion	45
IV. Literarisch-politischer Nachkrieg im Spannungsfeld von Massengrab und Triumphbogen	75
Dokumentarischer Anhang	91
Der Aufruf »An die Kulturwelt!« (4. Oktober 1914) .	93
1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. [Heft] 1–12. Ausgewählt von Julius Bab.	97
1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Band 1 und [2]. Ausgewählt von Julius Bab	97
Vorwort und Vorspruch zu »1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht«, Band 1	98
Die weißen Blätter. Eine Monatsschrift	101
Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst	103
Franz Mehring: Zum ersten Mai (1. Mai 1916)	106
Karl Liebknecht: Zuversicht (Herbst 1918)	108
Buchwerbung des Kurt Wolff Verlages (Dezember 1918)	110
Das Grabmal des unbekanntenen Soldaten in Paris	111
Käthe Kollwitz: Trauerndes Elternpaar	112
Personenverzeichnis	113
Verzeichnis der zitierten Werke	119
Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur	125
Zum Autor	129

I.
»Forscher, die nach uns kommen
(werden) manches Gesetz
des dichterischen Schaffens aufspüren«

Vor 100 Jahren erschien im Märzheft des Jahres 1915 der Zeitschrift »Die weißen Blätter«, von Josef Luitpold Stern verfasst, eine der ersten Publikationen nach Kriegsbeginn, in der bis dahin veröffentlichte Gedichte gesichtet und beurteilt wurden. »Dichter« lautete die lapidare Überschrift, die möglicherweise gewählt wurde, um die Zensur nicht darauf aufmerksam zu machen (in der Korrespondenz mit dem Leipziger Verlag war der Titel »Kriegsdichter« vorgesehen). Stern begann mit den Worten:

In der Geschichte des geistigen Lebens wird die Haltung der deutschen Dichter während des großen Krieges von Neunzehnhundertvierzehn für immer denkwürdig bleiben. Aus der Art, wie sich das ungeheure Geschehen in den Herzen und Hirnen, in den Worten und Wendungen der Poeten gespiegelt hat, werden die Forscher, die nach uns kommen, manches Gesetz des dichterischen Schaffens aufspüren.

Josef Luitpold Sterns Aufsatz verdient es, 100 Jahre nach seinem Erscheinen an Ort und Stelle wieder in Erinnerung gerufen zu werden, weil es sich dabei im zweifachen Sinn um ein literatur- und politikgeschichtlich bemerkenswertes Dokument handelt. Es ist eine erste *kritische* Sichtung der – wie bei Julius Bab nachzulesen – damals sintflutartig angewachsenen Masse von Kriegsgedichten, die schon in den ersten Kriegswochen entstanden waren. Und es geschah dies in einer in Leipzig erschienenen Zeitschrift, in der sich unter René Schickeles Leitung jene Schriftsteller versammeln konnten, die sich als Pazifisten verstanden, ehe die »Weißen Blätter« 1916 notgedrungen in die Schweiz übersiedelten: Franz Werfel, Walter Hasenclever, Annette Kolb, Johannes R. Becher, Carl Sternheim, Leonhard Frank und Ludwig Rubiner gehörten zu ihnen.

Josef Luitpold Stern hat auch das essayistische Muster vorgegeben, dem hier nachgefolgt wird (die benutzten Gedicht-Quellen finden sich im Anhang dieses Bandes) bis hin zum Jahr 1933 und darüber hinaus, seine Hoffnung erfüllend, dass die »Forscher, die nach uns kommen«, die von ihm begonnene Arbeit zu Ende bringen.

Seitdem haben Anthologisten von Julius Bab bis zu Ernst Volkmanns 1934 im Leipziger Reclam Verlag vorgelegten Publikation »Deutsche Dichtung im Weltkrieg« eine Fülle der für diese Jahre charakteristischen Gedichte und auch Prosatexte sortiert, rubriziert und mit Vor- und Nachworten versehen, die Aufschluss darüber geben, wie »manches Gesetz des dichterischen Schaffens« sich herausbildete oder, wie Stern beobachtete, gleichsam von einem Augusttag auf den anderen zu wirken begann. Dies als einen in der Geschichte der Literatur bekannten Wandel (wie etwa vom Impressionismus zum Expressionismus) zu bezeichnen, griffe zu kurz, denn was sich seit Kriegsbeginn in der deutschen Lyrik ereignete, vollzog sich schlagartig und nahezu total. Stern beschreibt es:

Als dieser Krieg ausbrach, stand die deutsche Kunst in heller Blüte. Aber seine Möglichkeit war dem Bewußtsein der Dichter in Wahrheit fremd. Die Mörser und Haubitzen waren gerüstet, die Jamben und Trochäen keineswegs. Dennoch ist der geistige Landsturm im Augenblick zur Stelle gewesen, Korps um Korps – ein nie zu vergessendes Schauspiel flinkster Anpassungsfähigkeit.

Danach folgen Namen und Gedichttexte einiger dieser Schriftsteller von Richard Dehmel über Karl Henckell, Arno Holz, Gerhart Hauptmann, Ernst Lissauer bis zu Heinrich Vierodt.

Nahezu zeitgleich erschien im »Journal de Genève« am 19. April 1915 ein von Romain Rolland verfasster Artikel mit dem Titel »Littérature de guerre«, der in einer mit dem deutschen Autor Stern vergleichbaren Weise eine erste Sichtung der bis dahin geschriebenen Publikationen in Deutschland versuchte und überdies Joseph Luitpold Sterns Aufsatz in den »Weißen Blättern« zitierte und wie dieser feststellte:

Fast alle berühmten und preisgekrönten deutschen Dichter, alle jene, die reich an Jahren und Ansehen waren, sind, sobald der Krieg ausbrach, wie eine Feder vom Winde mitgerissen worden. Das ist um so seltsamer, als einige von ihnen bis dahin Apostel des Friedens, des Mitleids, des Humanitarismus waren. Dehmel, der Feind des Krieges, der Freund aller Menschen, Dehmel, der einst sagte:

... zehn Völkern schuldet meine Stirn
ihr bißchen Hirn.
Ich habe nie das Volk gekannt,
aus dem mein reinster Wert entstand.

stimmt *Schlachtenlieder* und *Fahnenlieder* an, beschimpft den Gegner, besingt den Tod und teilt ihn aus (mit seinen einundfünfzig Jahren lernt er eine Waffe bedienen und meldet sich freiwillig zum Kampf gegen die Russen). Gerhart Hauptmann der *Dichter der Liebe unter den Menschen*, wie Fritz von Unruh ihn nennt, schüttelt seine Neurasthenie ab, um die Menschen aufzurufen, *ein Gras, das von Blute träuft, zu mähen*.

Dass sich dazu im Laufe der Jahre auch jüngere Schriftsteller gesellten wie Hanns Heinz Ewers rief Julius Bab sogar einmal als Kritiker auf den Plan.

Sowohl Stern als auch Rolland wählten bei ihren Autoren und deren Gedichten überwiegend die namhaften Schriftsteller aus, so wie das auch Julius Bab tat, der von 1914 bis 1918 in regelmäßiger Abfolge ausgewählte Gedichte präsentierte, die er 1918/1919 unter dem Titel »Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht« noch einmal in zwei voluminösen Bänden vorlegte, geschöpft aus einem in diesen Jahren entstandenen Textfundus aus Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen und anderen populären Drucken, die er der unglaublichen Menge nach auf mehr als drei Millionen bezifferte.

Was der Kritiker Stern hochgreifend »Gesetz« nannte, müsste zuerst als das des Krieges beschrieben werden, so wie es in militärischen und zivilen Bestimmungen von den kriegsführenden Ländern jeweils proklamiert wurde und mit dem Beginn des Krieges eine neue Wirklichkeit hervorbrachte, vor die sich jetzt die meisten Schriftsteller gestellt sahen als einen »Furor teutonicus«, der sich in der Öffentlichkeit manifestierte als eine vom deutschen Volk getragene Kriegsbegeisterung, der sich selbst Schriftsteller, die sich als Opponenten des deutschen Kaiserreichs einen Namen gemacht hatten, nicht zu entziehen vermochten. Ganz zu schweigen von den Wissenschaftlern, deren Konformismus sich nun in militantem Patriotismus kundtat.

Es ist die Wirklichkeit des Krieges, die sich in einen Großteil der damals entstandenen Gedichte – selbst bei Rilke und George – einschrieb, den Stoff dafür lieferte und die Themen setzte, die nun anstanden und nach entsprechender Formung und Gestaltung wie auch nach Beglaubigung durch Tradition verlangten, wie sie zum Beispiel zur Zeit der Befreiungskriege von 1813 bis 1815 in militanter Diktion entstanden waren, die im deutschen

Kaiserreich bei einigen Dichtern weiterlebte und 1913, im Jahr der Völkerschlachtdenkmalweihe in dem einschlägigen Informationsblatt »Der Patriot« geradezu aufblühte, hier schon im gleitenden Übergang zur ein Jahr später beginnenden großen Völkerschlacht. Die Dreieinigkeit von Kaiser, Volk und Vaterland erwies sich als ein solches »Gesetz«, das für die meisten Lyriker nun als oberste Prämisse ihres Schreibens galt. Hinter diesen Kriegskonformismus hatte zurückzutreten, was in den Jahren zuvor als unverwechselbar eigene Ausdrucksweise oder Stil für den einzelnen Autor als Maßgabe seines Schreibens galt.

Die Verlage lohnten dieses Engagement ihren Schreibern mit hohen Buchauflagen, und die zahlreichen regionalen und hauptstädtischen Zeitungen druckten nun Gedichte nahezu serienmäßig und sorgten dafür, dass diese Verse sogleich in den Dienst der Kriegsführung gestellt wurden und die Leser in Stadt und Land und an der Front erreichten.

Julius Bab leitete im September 1914 eine erste Gedichtpräsentation mit den Worten ein:

Die große Schicksalsstunde des deutschen Volkes fand und findet in tausend und tausend dichterische erregten Gemütern poetischen Widerhall.

In der Zeitschrift »Das literarische Echo« (Heft 1/1914) konnte er auch schon über die stattgefundene »poetische Mobilmachung« Auskunft geben und schätzen, »daß im August 1914 mindestens 50 000 *Gedichte täglich* in Deutschland gemacht worden sind«.

Auch Alfred Biese beeilte sich als Herausgeber einer Gedichtsammlung mit dem Titel »Poesie des Krieges« (1916) zu betätigen:

Ist es da nicht Frevel, von der »Poesie des Krieges« zu reden? – Und doch! Die Vernichtung des Lebens so vieler Tausender, die Zerstörung hoher materieller und geistiger Werte, Grausamkeit aller Art, Brand und Mord und Schandtat bilden doch nur eine Seite des Krieges. Er hat auch eine tiefinnerlichste, ideelle, ethische, ja poetische Seite. Er ist die höchst irdische Not eines ganzen Volkes, Not aber ist eine wenn auch harte, doch kluge Lehrmeisterin (»Schmerzen sind Freunde, Gutes raten sie«); Not lehrt beten, Not entwickelt Kraft, ja bricht Eisen, macht das Unmögliche möglich. Man denke an 1813!

Damals nämlich entstanden, hervorgebracht von deutschen Patrioten wie Kleist, Arndt und Körner, die Grundmuster einer Kriegspoesie, die sich auf Feindeshass und Vaterlandsliebe gründet und von Gott den Sieg in der

Schlacht erbittert, den Heldentod der gefallenen Verteidiger feiert und das eiserne Kreuz als Auszeichnung für die nächsten Kriege in Mode brachte. Damals wie auch mit dem Kriegsbeginn 1914 trat das Wort »Eisen« (als Adjektiv »eisern« noch häufiger) seinen verbalen Siegeszug an, ehe Ernst Jünger in seinem 1920 erschienenen Buch »In Stahlgewittern« anzeigte, dass nicht mehr die »Reiter« (wie in vielen Gedichten nachzulesen) die Schlacht entschieden, sondern Fernwaffen wie die »Dicke Berta« aus dem Hause Krupp oder die Panzer englischer Produktion, die als »graue Elefanten« Furcht und Schrecken verbreiteten.

Während sich die »expressionistische Generation« der jüngeren Lyriker mit der literarischen Eroberung der Großstadt einen neuen Stoff- und Themenfundus zu eigen machte und mit an Walt Whitman und Emile Verhaeren orientierten Texten die tradierte Reim- und Strophengliederung des Gedichts hinter sich ließ und zu einem vorher nicht gekannten Pathos der Bruderschaft fand, blieben die aus dem 19. Jahrhundert kommenden älteren Lyriker bei der alten Ordnung und ließen ihre Kriegslieder erklingen und ihre Gebete zum »deutschen Gott« aufsteigen. Ganghofer spielte auf der »Eisernen Zither« und Joseph von Lauff schwang sein »Singendes Schwert«. Richard Dehmel hielt eine »Predigt ans deutsche Volk in Waffen« und dichtete gleich noch das passende »Fahnenlied« (Deutschlands) dazu. Rudolf Alexander Schröder schrieb für die »Tägliche Rundschau« vom 21. August 1914 ein »Deutsches Fahnenlied«. Schon am 4. August hatte Dehmel mit dem »Lied an Alle« das Muster für nachfolgende Adresse, Aufrufe und Appelle vorgestellt:

Sei gesegnet, ernste Stunde,
Die uns endlich stählern eint;
Frieden war in aller Munde,
Argwohn lähmte Freund wie Feind –
Jetzt kommt der Krieg,
Der ehrliche Krieg!
[...]
Gläubig greifen wir zur Wehre,
Für den Geist in unserm Blut;
Volk, tritt ein für deine Ehre,
Mensch, dein Glück heißt Opfermut –
Dann kommt der Sieg!
Der herrliche Sieg!

Obwohl sich auch von den jungen Lyrikern einige freiwillig zu den Waffengängen meldeten und wie Ernst Stadler und Georg Trakl schon in den ersten Kriegsmonaten umkamen, gab es unter ihnen einige wenige, die zu den »Wortemachern des Krieges« auf Distanz gingen wie Franz Werfel, die ernüchtert von den Opfern auf den Schlachtfeldern berichteten wie der Arzt Wilhelm Klemm oder schon 1915 dem Kriegsgeschrei Paroli boten. Joseph Luitpold Stern konnte schon von ihnen berichten und einige Namen nennen, die in den folgenden Jahren noch öfter zu hören waren.

Nachdem Rudolf Leonhards Gedicht »Don Juan« von ihm zitiert worden ist, klassifiziert Stern diesen Autor als einen von denen, die in einem Weltkrieg die Gelegenheit zur Erfüllung einer Sehnsucht wittern, aber bisweilen in noch merkwürdigere Zwischenstimmungen geraten. Dagegen kommt ein junger und noch unbekannter Autor namens Ludwig Marck mit seinen Strophen schon dem Gedichttyp näher, den sich der Literaturkritiker wünscht:

Jedwede stille Minute mahnt's:
Menschen sind jetzt in Not,
Jede stille Minute ahnt's:
Brüder schlägt man dir tot!

Nichts denken als dies und immer dies:
Menschen in Not,
Brüder dir tot.
Krieg ist im Land!

Für die Person Albert Einstein, der das Gedicht »Der Kriegsgott« schrieb, konstatiert Stern: »Welch ein aufwühlender Grimm schäumt durch diese Zeilen!«

Die auffallendste Ernüchterung sieht er bei denen eingetreten, die leibhaftig im Krieg leben müssen wie Fritz von Unruh, der dem Kritiker am meisten zusagt:

Bedeutsamer noch sind die Bekenntnisse, Erlebnisse und Wandlungen der Jungen, die im Felde stehn. Die anfangs eingestimmt haben in die allgemeine Begeisterung, im Angesicht der Schrecken der Wirklichkeit sind sie ihrer eigenen Wahrhaftigkeit auf die Spur gekommen. Da ist Fritz von Unruh zu nennen, der junge Dramatiker. Er hat sich freiwillig als Ulane gemeldet. Bei Kriegsausbruch ruft er: »Beleidigt ist die deutsche Ehr', auf! in die Schlacht gezogen«, es gilt, wälsche Fahnen zu holen, »Paris ist unser Ziel!« Das ist seine Auguststimmung. Noch vor der Erstürmung der Marne-Stellung ruft er:

»Bajonett zur Hand und die Kehle frei!« und preist diesen »heiligen Rachekrieg«. Im September aber verfaßt er an der Aisne ein Gedicht »Das Lamm«, das er wohl mit besonderer Absicht Gerhart Hauptmann zueignet, »dem Dichter der Liebe unter den Menschen«. [...] Die Unversöhnlichkeit ist gewichen, nicht Paris ist das Ziel – sondern der Friede. Und wieder einen Monat später, Fritz von Unruh ist inzwischen Träger des Eisernen Kreuzes geworden, da steht er »In der Kirche von Roye«:

Der Priester weint vom Krieg und Krieg,
Im Betstuhl kniet die Nonne,
Soldaten sprechen laut vom Sieg.
Ich schaue auf zur Sonne.

Doch erst mit Johannes R. Bechers ebenfalls 1915 in der Zeitschrift »Die Aktion« in Berlin am 6. November abgedruckten »Einleitung zu meinem neuen Versbuche«, das 1916 unter dem Titel »An Europa« im Kurt Wolff Verlag in Leipzig erschien, hat die pazifistische Lyrik jenen Grad von politischer Kenntlichkeit erreicht, die in den Folgejahren auch bei anderen Dichtern festzustellen ist. Darin heißt es:

Es kann heutzutage nur mehr eine Art geben zu schreiben: Politik. [...] Hört! Eröffnet euch! Schlagt auf! Wacht! Erwägt! Meldet euch! Taghelle! Kristallene! Zukunftsspringer! Wir sammeln uns! Die Fahne, aus dem dreihundertfünfzig Seiten des neuen Buchs, »An Europa« betitelt, einfarben zusammengestückt, die Fahne! die Fahne entrollt sich!!

Neben Johannes R. Becher sind es in den späteren Kriegsjahren vor allem Walter Hasenclever, Rudolf Leonhard, Albert Ehrenstein, Wilhelm Klemm, René Schickele, Carl Zuckmayer und Erwin Piscator, die in Zeitschriften wie »Die weißen Blätter«, »Die Aktion« und dem von Ludwig Rubiner geführten »Zeit-Echo« veröffentlichten und den Stimmenchor jener Lyriker bilden, die sich gegen den Krieg stellen, politisch aktiv Friedensarbeit zu leisten beginnen und 1918 für eine deutsche Revolution votieren. Mit Bertolt Brechts im Frühjahr 1918 geschriebenen »Legende vom toten Soldaten« wird dann der Abgesang auf das wilhelminische Kaiserreich angestimmt.

Erschien den meisten Schriftstellern der Krieg in den ersten Wochen und Monaten als »Schicksalsstunde« wie sie der Anthologist Julius Bab beschrieb, gar als Gipfelpunkt des Volkslebens und ein deutscher Sieg gleichsam von Gott gewollt, so stellte er sich denen, die in das Feuer der Schlachten beordert wurden, im Lauf der Jahre als eine europäische Katastrophe dar, deren Urheber sie in den Machthabern des Kaiserreichs und dem Kaiser selbst, seiner

Regierung und in den hinter ihr stehenden wirtschaftlichen Unternehmen erkannten. Schließlich standen sich in der herannahenden Novemberrevolution die Mächtigen und die Geistigen untrüglich als politische Gegner gegenüber. Der große Krieg wurde als historisches Ereignis erschaut, dessen Verlauf auch das »Gesetz« bestimmte, nach dem sich Schriftsteller als Pro- und Antagonisten gegenüber standen.

100 Jahre danach kann nachgeprüft werden, was der Kritiker Stern als »Gesetz« dieser Dichtungen zur Erkenntnis bringen wollte.

II.
»Feinde ringsum!«
– »Das Volk in Eisen« –
kriegerischer Patriotismus im Gedicht

Von ihrem Wohnsitz in La Hulpe in Belgien kommend und vorerst provisorisch im Breidenbacherhof in Düsseldorf Quartier beziehend, notierte Thea Sternheim am 27. August 1914 in ihr Tagebuch:

Militärkonzert: Die Wacht am Rhein. Deutschland über alles. Das fehlt mir noch. Ich bin in dem schrecklichsten Nervenzustand. Ich möchte losschreien! Ich verstehe die Welt nicht mehr. Nur hier fort. [...] Der heilige Geist ist aus dem Weltall geschwunden, die sanfte Taube ist davongeflogen. Maschinengewehre und Luftschiffe, Kriegslieder und schwülstige Zeitungsberichte – Gott sei mit uns! Käm doch der Heiland die Menschen zu erlösen, von ihrem Vaterland. Es grüßt der Bruder seine Brüder...

Einen Monat später zitiert sie in ihren »Erinnerungen« einen Brief ihres früheren Ehemanns, der geschrieben hatte: »Es gibt nichts schöneres und grösseres als ein Deutscher zu sein« und fährt fort:

Ich muß gestehen, daß ich mich im Gegensatz zu Loewenstein geradezu schäme, einer Nation anzugehören, in der so etwas gedichtet werden darf:

Auf, deutsches Weib, nun lehre den Mann
das Schädelspalten...

Oder die in den *Süddeutschen Monatsheften* mit Franz Pfitzner gezeichnete Ode:

All ihr Schweine, welche Deutschland mästet;
D'Annunzio, Verhaeren, Hodler, Shaw,
Maeterlinck, Dalcroze etcetera!
Die zum Dank durch stinkende Verleumdung
Deutschlands Ruf in aller Welt verpestet...

Mit Loewensteins Credo »Es gibt nichts Größeres und Schöneres, als ein Deutscher zu sein« als Zeugnis vaterländischer Hingabe und der Titulierung als »Schwein« mit Volkes Stimme gegen jene, die der Krieg auf die Seite der Feinde stellte, hat Thea Sternheim die im deutschen Dichterwald eintretende Polarisierung ebenso anschaulich auf den Punkt gebracht wie sie sich von der Wortmeldung distanzierte, die Richard Dehmel am 4. August in der »Frankfurter Zeitung« mit seinem »Lied an Alle« abgab. So wie der Kaiser fortan

keine Parteien mehr kennen wollte, sondern nur noch Deutsche, während die im Geiste Tolstois fühlende Frau Sternheim das Menschsein der zu Feinden gewordenen Franzosen, Engländer und Russen darüber stellte.

Obwohl nicht am 1. August entstanden, stellte Julius Bab seiner Sammlung »Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht« einen »Vorspruch« von Ernst Lissauer voran, der zu dessen ein Jahr zuvor geschriebenem Buch »1813« gehört und am 24. August im »Zeitgeist« wieder abgedruckt worden war, endend mit den Zeilen:

Maschinen singen wie eiserne Mütter mich ein, –
Ich hör überm Land eine kommende Kriegszeit schrein,
Das hat mich geweckt.

Zwei andere Schriftsteller waren ihm mit der Datierung auf den »ersten August« zuvor gekommen. »Die Schaubühne« hatte am 27. August René Schickeles Gedicht »Erster August 1914« zum Druck gebracht, das ebenfalls bildhaft das Vorgefühl eines nahenden Krieges zur Sprache brachte:

Kam eine rote Wolke gezogen,
entstürzten ihr drohende Gestalten,
wir riefen, um sie aufzuhalten,
schon waren sie durch uns geflogen
und hinterließen einen Brandgeruch,
Bestürzung ringsum wie nach einem Fluch,
und dann war Krieg.

Die Träume sind aus uns getreten,
sie zeigen fletschende Zähne und winken,
wir möchten in die Kniee sinken,
die Angst und Wut in Ruh zu beten.
Die wachen Träume haben uns umringt,
wir hören, noch fremd, die eigene Stimme, die singt:
Tod oder Sieg!

Es ist eine Transitsituation, die den Grundton des Gedichts bestimmt, der Übergang aus dem Vorkriegstraum in die »wachen Träume«, die als bald Wirklichkeit werden und eine reale Alternative auf die Tagesordnung gesetzt haben: »Tod oder Sieg« heißt sie, hier nicht als soldatische Parole zu verstehen, sondern als ein vom Krieg aufgezwungenes Entweder-Oder.

Ganz anders als bei Ludwig Thoma, dessen Gedicht »Am ersten August« wie ein patriotisches Aufgebot daherkommt und als »Ruf« erklingt:

Horcht!

War's nicht, als hätt' ein Ruf geklungen,
 Ein Ton, als wie aus Erz gedrungen?
 Da, – wieder! Auf!
 Auf zu den Waffen! Auf!
 Nun geht es brausend durch die Wälder,
 Nun dröhnt es über stille Felder:
 Die Wehr zur Hand!
 Und schützt das Vaterland!
 Auf springt das Volk, es reckt die Glieder,
 Und keine Sorge drückt uns nieder.
 Komm, was es sei!
 Von Ungewißheit frei
 Wir wollen es gemeinsam tragen
 Und heute schon als Bestes sagen,
 Daß man uns Hand in Hand
 Als Brüder fand.
 Dem Kaiser, der dies Wort gegeben,
 Wird Dank in jedem Herzen leben.
 Und jetzt, – Hurra!
 Du Mutter uns, – Germania!

Anders als bei Schickele handelt es sich hier um ein Appell- und Mobilisierungsgedicht, allein schon durch den Imperativ »Auf – zu den Waffen« als solches zu erkennen, gefolgt von der nicht minder auffordernden Parole »schützt das Vaterland« und noch einmal durch das schon in Aktion gezeigte »Volk«, das »von Ungewißheit frei« seinem Kaiser folgt. Nun schon durch die lautliche Entsprechung zum »Auf« am Anfang durch das Gefolgschaft fördernde »Hurra!« am Ausgang des Gedichts unterstrichen. Und zum »Vater« (»Vaterland«) eingangs gesellt sich nun auch noch die »Mutter« aus der Vergangenheit, an glorreiche Kriegszeiten erinnernd.

Dem Gemeinschaft stiftenden oder mutmachenden Gesang an die Front trug Rudolf Alexander Schröder in der »Täglichen Rundschau« vom 21. August mit »Deutsches Lied« Rechnung, indem er das »Vaterland« als eines der Güter aufwertete, die als »heilig« zu gelten haben und fortan von einer religiöser Aura umgeben sind:

Heilig Vaterland
 In Gefahren,
 Deine Söhne stehen,
 Dich zu wahren.
 Von Gefahr umringt,
 Heilig Vaterland,
 Schau, von Waffen blinkt
 Jede Hand.

Und auch in der Trotz-Geste der zweiten Strophe werden die höchsten Instanzen geistlicher und weltlicher Art als Zeugen angerufen: »Gott« und das »Weltgericht«, ehe die Schlusstrophe noch einmal den Weckruf erklingen lässt:

Heilig Vaterland,
 Heb zur Stunde
 Kühn dein Angesicht
 In die Runde.
 Sieh uns all entbrannt,
 Sohn bei Söhnen stehn;
 Du sollst bleiben, Land!
 Wir vergehn.

Noch einmal wird mit dem in Singular und Plural gesetzten Verwandtschaftsbezeichnung Opferbereitschaft demonstriert, die Gewähr dafür, dass das Vaterland auf seine Söhne bauen kann.

Ohne einen bestimmten Tag im August zu fixieren, feiert Hermann Sudermann den Beginn des Krieges als »Die große Stunde« und beginnt mit einer Rede an die höchste geistliche Instanz und mit der Beteuerung:

Ob wir anbetend dich lieben, Vater im Himmel,
 Ob du uns nur ein Hort heil'ger Erinnerung bleibst,
 Sieh, wir schwören zu dir, dem Zeugen jeglicher Wahrheit:
 Wir haben es *nicht* gewollt,
 Dies Morden, dies weltenentvölkernde Morden,
 Das mit blutheißer Sense
 Jetzt schauerdernd über die Erde stapft.

Es ist eine Unschuldsbeteuerung, der postwendend die Erklärung folgt, weshalb es dennoch zu »Schwertschlägen« kommen muss. Denn:

Ringsum aber lauerte lang schon
 Neidkranke Gier und ererbten Hasses
 Hochgehobenes Fangnetz.

Das »Fangnetz« meint natürlich die missgünstigen Nachbarn, die Deutschland schon lange belauern und als die eigentlichen Kriegstreiber zu gelten haben, jene also, mit denen jetzt auf dem Schlachtfeld abgerechnet wird: »Endlich«:

Und endlich ist sie gekommen, die Stunde
 Der heiligen Not, des gebärenden Schicksals,
 Und was sie uns bringt, wir werden's gestalten,
 Den braunen Gewehrlauf in meisternder Hand.

Und so wird mit Anklängen an ein lutherisches Kirchenlied den Feinden Paroli geboten:

Das Reich sie sollen lassen stahn
 Auf seiner nährenden Erde.
 Drauflos auf alle, die uns nahn
 Und unserm heiligen Herde!

Dabei stand Hermann Sudermann nicht allein, denn auch einer der jungen Freiwilligen begründet seine Bereitschaft so:

Wir haben den Krieg nicht gewollt!
 Wir haben an unserer Arbeit gestanden,
 Für die Welt gewirkt mit Hand und Hirn!!
 Ihr neidet uns um Glück und Gold,
 So nehmt unsre Fäuste und Stirn!!
 In allen Straßen steht dunkle Wut.
 Das Volk ist eins! Unser ist groß!
 Heiß, heilig fordert es Blut!
 Wir atmen verhalten –
 Der Sturm bricht los!

Dieses Anfang August von Hanns Johst, einem bis dahin unbekanntem Autor, verfasste Gedicht, der im gleichen Jahr mit dem Drama »Die Stunde der Sterbenden« einen seiner Soldaten »Ich fluche dem Krieg!« ausrufen lässt, ist überwältigt von der »Wut«, die sich als Kriegszustimmung im »Volk« breit macht und nach »Blut« verlangt.

Auch der nach abgelegtem Notabitur als Freiwilliger an die Front ziehende Carl Zuckmayer sah nur »Das Große« und schrieb sich mit diesem Gedicht in die Kriegspoese ein. Am 11. August 1914 druckte die Mainzer Tageszeitung »Neuester Anzeiger« diesen Text, der in der Schlussstrophe gipfelte:

Uns alle hat ein Großes überwältigt,
 nicht hohler Rhythmenrausch, – nicht Herdentriebe, –
 ein Großes – schön und grausam, fast wie Liebe, –
 das unsre Seelenkraft vertausendfältigt.
 Dies sei nun unser Glaube – hehr und licht. –
 wir wollen ihn wie ein Naturgesetz erleben;
 daß, – wenn wir immer fallen, – unserer Seele Weben
 sich ringend mit dem wahrhaft Göttlichen gemischt! –

Wie in den Kriegen aller Zeiten darf es auch in diesem des 20. Jahrhunderts nicht an militärischen Symbolen fehlen, in deren Zeichen die Feldschlachten geschlagen werden: eines davon ist die Fahne.

Richard Dehmel, der selbst in betagtem Alter ihr folgte, schrieb nicht nur sich selbst dieses Lied, er meint »Alle« wie in seinem anderen Lied. In der »Kölnischen Zeitung« vom 14. August war »Deutschlands Fahnenlied« zu lesen:

Es zieht eine Fahne vor uns her,
 herrliche Fahne.
 Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr,
 Glanz um die Fahne.
 Es schwebt ein Adler auf ihr voll Ruh,
 der rauschte schon unsern Vätern zu:
 hütet die Fahne!
 Der Adler, der ist unsre Zuversicht;
 fliege, du Fahne!
 Er trägt eine Krone von Herrgottslicht;
 siege, du Fahne!
 Lieb Vaterland, Mutterland, Kinderland
 wir schworen's dem Kaiser in die Hand:
 hoch, hoch die Fahne!

Fahnenschwur und Kaisertreue verbinden sich zu einem kriegerischen Aufzug, für den Richard Dehmel alles aufgeboten hat, was nötig ist, um die kaiserliche Kriegsflagge hochzuhalten. In einem ebenfalls veröffentlichten

Brief an seine Kinder, mit dem er sich an die Front verabschiedete, hat der Kriegsfreiwillige diese seine Fahnentreue beglaubigt.

Zu ihm gesellte sich der einstige Artillerieoffizier Joseph von Lauff, der für eines seiner Gedichte den lateinischen Titel »Furor teutonicus« wählte, der Herkunft des Wortes bewusst oder ihn aus Kleists »Hermannschlacht« herleitend und nicht zufällig auf das Gedicht »Ein Kaiserwort« folgend, in dem Majestät beim Wort genommen wird:

»Wir wollen sie dreschen!« – ein Kaiserwort
 Hat seine Flügel gespannt;
 Von Herzen gerissen, so fliegt es fort,
 Nimmt Sturmschritt über Land.

»Furor teutonicus« dagegen sucht die Nähe des himmlischen Herrschers, um sich zu kriegerischem Tun ermuntern zu lassen:

Herr, großer Gott, ich bin dir nah,
 Ein Werkzeug deiner Hand,
 Und sens', bis die Viktoria
 Durchbraust das deutsche Land!

Beim nächsten Gedicht wird dem »De profundis« eine teutonische Lesart mit der Überschrift »Die fleißige Berta« aufgeprägt und eine deutsche Kanone besungen:

Donnerstimmen sind ihr Odem,
 Tod und Teufel ihr Gespann,
 Und durch Qualm und Feuerbrodem
 Hebt ihr »De Profundis« an.

Es handelt sich um die wegen ihrer Geschossbreite »Dicke Berta« genannte Artilleriewaffe, die ebenso wie das längst obsolet gewordene »Schwert« gegen den Feind ins Feld geführt wird, so wie es in einem Gedicht von Isolde Kunz geschieht, auch sie einem Spruch Wilhelm II. folgend (»Es muß das Schwert nun entscheiden«):

Feinde umziehn uns wie Wolken dicht.
 Zehn gegen einen in Waffenschein.
 Wer bleibt uns treu? Unser Gott allein!
 Die Erde zuckt, und der Himmel flammt.
 Schwert, nun tu dein heiliges Amt,
 Schwert aus der Scheide!

»Furor teutonicus« entsteht meist dort, wo der Gegner gesichtet und gestellt wird. Dort wo der Frontkampf entbrannt ist und die Waffenträger gegeneinander antreten, wo die Waffen sprechen.

So kommen auch einzelne Waffengattungen ins Blickfeld der Gedichteschreiber wie im Fall Fritz von Unruhs oder Rudolf Bindings, die beide beritten gegen den Feind ziehen und dies auch so in Szene setzen. Unruh im »Reiterlied«:

Ulanen, stolz von Lützow her
 Mit Reitermut durchflogen,
 Beleidigt ist die deutsche Ehr'
 Auf! In die Schlacht gezogen.
 Die Gäule raus, das Schwert zur Hand,
 Die Welt braucht uns, Ulanen,
 Wir stürmen frisch in Feindes Land
 Und hol'n uns welsche Fahnen.
 [...]
 Standarten hoch und vorwärts nun
 Zu reden gib's nicht viel –
 Die heil'ge Pflicht, wir werden sie tun,
 Paris ist unser Ziel.

Das Gedicht erschien zuerst im »Berliner Tageblatt« am 9. August 1914. Doch dabei blieb es nicht. Denn Gerhart Hauptmann fühlte sich davon offenbar so angetan, dass nun auch er ein »Reiterlied« schreibt und es »dem Dichter und Ulanen zugeeignet« hat, dessen »beleidigt ist die deutsche Ehr'« in seinem Gedicht wiederkehrt; jedem der drei gegen Deutschland kriegsführenden Länder angedichtet:

Es kam wohl ein Franzos' daher –
 Wer da, wer? –
 Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! –
 Nimmermehr!!
 Schon wecken die Trompeten durchs Land,
 jeder hat ein Schwert zur Hand.
 Man kennt es gut, dies gute Schwert,
 von Spichern, Weißenburg und Wörth,
 das deutsche Schwert.

Dem »Franzos« folgen »ein schwarzer Russ'« und ein »englishman«, die wie der Franzose zu hören bekommen, was ihnen beschieden sein wird, wenn sie die »deutsche Ehr'« angreifen. Das passende Reimwort dazu heißt »Nimmermehr!« Geradezu als Befehlshaber unter den Lyrikern zeichnete sich Richard Dehmel aus, der sich zu diesem Behufe in die Rolle eines Predigers weltlicher Art kleidete und den ausziehenden Soldaten das geistige Marschgepäck schnürte, indem er ihnen ein Ahnenregister mit auf den Weg gab:

Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen;
 fühlt euch nur immer als Germanen!
 Füsilier, wenn du das linke Auge schließt
 und mit sicherem Visier in die Feindesrotte schießt,
 dann lebt Odin wieder in dir auf,
 der einäugige Blitzgott im Sturmwolkenhauf.
 Wenn du den Zündfunken abdrückst, Kanonier,
 dann gehn Donar und Loki aus von dir
 mit dem Donnerhammer und der Feuerlanze.
 Kavalleristen, wenn ihr losrast zum Tanze
 mit blanken Klingen und schlanken Speißspitzen,
 dann sieht man Baldurs sonnenstrahlig Wildhaar blitzen,
 alle Walküren jach zwischendrein.

Ohne Bedenken reiht Dehmel schließlich auch den ein, »der von Hause aus ein Jude gewesen ist« und fährt fort:

Und es lebt auch die Jungfrau-Mutter Marie,
 und eigentlich aus Welschland stammt die,
 und legt ihren opferwilligen Sohn noch heute
 immer wieder an unser Herz, liebe Leute.
 Ja, die alten Götter leben noch allesamt,
 auch der alte Gott, dem Tod wie Leben entstammt.
 der Herr der Heerscharen, Einiger Zebaoth,
 der grimmige und der gütige Gott.

Als ob der Verfasser sich insgeheim dieser merkwürdigen Vielgötterei bewusst gewesen sei, wird mit einem abschließenden Lehrsatz die Moral dieses Ahnenexkurses verkündet:

Also, deutsche Soldaten, und auch du, Volk am Herd,
 seien wir aller unserer Ahnen wert! – Amen.

Die »B. Z. am Mittag« ließ diese »Predigt ans deutsche Volk in Waffen« ihm am 25. August 1914 zukommen.

Auch Hermann Stehr war in seinem Appell »An Deutschlands Volk und Heer« um die geistige Rüstung seiner Landsleute besorgt und forderte sie auf:

Greift in den Himmel! denn es fährt
los auf euch einer Erde Hassen.
Weil Brudertreue ihr gewährt,
will man euch nicht mehr leben lassen.

[...]

Drum geht getrost! In Lüften ziehn
unsichtbar mit euch Geisterscharen,
die werden segnen eure Mühn
und vorm Verhängnis uns bewahren.

Ihr braucht nur Tapferkeit und Mut;
um den Erfolg habt keine Sorgen!
Aus eurem Heldenkriegerblut
steigt leuchtend Deutschlands größter Morgen.

Ich höre durch die Zeitenwand
von Monden schon die Glocken klingen,
die dem erlösten Vaterland
des Sieges Jubel brausend singen.

Während es für Joseph von Lauff mit der Berufung auf die Autorität des Kaisers schon getan ist, um die deutschen Krieger zum Draufschlagen zu ermuntern, greifen Dehmel und Stehr mit mehr geistigem Anspruch weiter aus und rufen den christlichen Gott und die heidnischen Götter zugleich um geistigen Beistand an und bieten Verbündete auf, die Rasse (Germanen) und Religion (»Geisterscharen«) heißen und diesem Krieg zu den höheren Weihen verhelfen sollen, indem sie ihn theologisieren oder in einem irrationalen Sinn heroisieren (»Heldenkriegerblut«) und damit eine Siegesgewissheit suggerieren, die ausblendet, was die deutschen Soldaten an der West- oder Ostfront erwartete. In vergleichbarer Weise werden alte Ressentiments, die in den Jahren des wirtschaftlich-technischen Aufstiegs Deutschlands zur europäischen Groß- und Kolonialmacht entstanden, massenwirksam mobilisiert, indem kultur- und mentalitätsgeschichtliche Instinkte geweckt werden, um die deutsche Wehrkraft zu stärken. Und so wie Georg Sombart in seinem Buch

»Helden und Händler« Deutsche und Briten voneinander schied, schoss sich der Österreicher Ernst Lissauer in seinem »Haßgesang gegen England« besonders auf die Seemacht Albions ein. Auch dieses Gedicht gehört zu den Mobilisierungstexten der »zweiten Augushälfte«. Es beginnt mit einer Nichtigkeitserklärung:

Was schiert uns Russe und Franzos',
 Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
 Wir lieben sie nicht,
 Wir hassen sie nicht,
 Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, –
 Wir haben nur einen einzigen Haß,
 Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
 Wir haben nur einen einzigen Feind:

Diese Sentenz wird am Schluss des Gedichts wiederholt, vermehrt um den Namen jenes Landes, das im Titel des Gedichts genannt wird:

Wir haben alle nur einen Feind: England!

Dem Feindesland »England« steht ein Zahlwort (»alle«) gegenüber, das die Dimension des Volkshasses hinreichend anzeigt. Wogegen angekämpft wird, hat Lissauer abwertend als nationalen Charakter der Briten deklariert: »Neid«, »Wut«, »Schläue« und »List«. Es ist ein Dualismus, wie ihn vergleichsweise Thomas Mann zwischen Deutschland (»Kultur«) und Frankreich (»Zivilisation«) in seinem Buch »Betrachtungen eines Unpolitischen« behauptet hat.

Es lässt sich spekulieren, worin diese aggressive Aversion gegenüber Großbritannien ihren Grund hat. In ihrer Vormachtstellung auf See, gegen die der deutsche Kaiser seine Flottenbauprogramme auflegte, gegen die koloniale Überseemacht, die Deutschland zuvor gekommen war, während Frankreich für Deutschland als ein 1870 besiehtes Land gelten konnte? Oder hatte Ernst Lissauer andere Gründe. Ein Kenner dieses in Wien lebenden jüdischen Autors war nicht wenig erstaunt darüber, dass dieser Kollege einer solchen Diktion fähig war. Stefan Zweig erinnert sich:

Er schrieb kleine, knappe, harte Gedichte und war dabei der gutmütigste Mensch, den man sich denken konnte. Noch heute erinnere ich mich, wie ich die Lippen fest zusammenbeißen mußte, um ein Lächeln zu verstecken, als er mich das erstmal besuchte. Unwillkürlich hatte ich mir diesen Lyriker als einen schlanken, hartknochigen jungen Mann vorgestellt nach seinen deutschen, markigen Versen, die in allem die äußerste

Knappheit suchten. Herein in mein Zimmer aber schwankte, dick wie ein Faß, ein gemütliches Gesicht über einem doppelten Doppelkinn, ein behäbiges Männchen, übersprudelnd vor Eifer und Selbstgefühl, sich überstotternd im Wort, besessen vom Gedicht und durch keine Gegenwehr abzuhalten, seine Verse immer wieder zu zitieren und zu rezitieren. Mit allen seinen Lächerlichkeiten mußte man ihn doch lieb gewinnen, weil er warmherzig war, kameradschaftlich, ehrlich und von einer fast dämonischen Hingabe an seine Kunst [...]

Als dann der Krieg ausbrach, war es sein erstes, hinzueilen in die Kaserne und sich als Freiwilliger zu melden. Und ich kann mir das Lachen der Feldwebel und Gefreiten denken, als diese dicke Masse die Treppe heraufkeuchte. Sie schickten ihn sofort weg. Lissauer war verzweifelt; aber wie die andern wollte er nun Deutschland wenigstens mit dem Gedicht dienen.

Das Manko all dieser Kriegsdichter bestand aber nicht darin, dass sie ihres Alters oder ihrer körperlichen Verfassung wegen vom aktiven Kriegsdienst ausgeschlossen blieben, sondern, wie Zweig auf Lissauer bezogen schrieb:

Für ihn war alles verbürgteste Wahrheit, was deutsche Zeitungen und der deutsche Heeresbericht meldeten. Sein Land war überfallen worden, und der schlimmste Verbrecher, ganz wie es die Wilhelmstraße inszeniert hatte, jener perfide Lord Grey, der englische Außenminister. Diesem Gefühl, daß England der Hauptschuldige gegen Deutschland und an dem Kriege sei, gab er in einem »Haßgesang gegen England« Ausdruck, einem Gedicht – ich habe es nicht vor mir –, das in harten, knappen eindrucksvollen Versen den Haß gegen England zu dem ewigen Schwur erhob, England nie sein »Verbrechen« zu verzeihen. Verhängnisvollerweise wurde bald offenbar, wie leicht es ist, mit Haß zu arbeiten (dieser feiste, verblendete kleine Jude Lissauer nahm das Beispiel Hitler voraus). Das Gedicht fiel wie eine Bombe in ein Munitionsdepot. Nie vielleicht hat ein Gedicht in Deutschland, selbst die »Wacht am Rhein« nicht, so rasch die Runde gemacht wie dieser berühmte »Haßgesang gegen England«.

Ein vergleichbares Übermaß im Angebotskatalog der vaterländischen Versfabriken findet sich, wenn man in alphabetischer Reihenfolge dahin gelangt, wo »Gebete« offeriert werden. Sie stehen zuhauf sowohl in Anthologien, Gedichtbüchern und Zeitungsdrucken. Sie wurden fortan zu einem vom ursprünglichen christlichen Ritual weit entfernten literarischen Brauch, der dem Kriegsverlauf entsprechend, von den Tageschreibern in Anspruch genommen wurde wie von Siegfried Woltke, der im »Leipziger Tageblatt« vom 26. August 1914 schon »Nach unseren ersten Siegen« ein »Gebet« gen Himmel schickte. Es ist ein Dankgebet dafür, dass die deutschen Krieger vom »Lenker der Schlachten von Sieg zu Sieg« geführt wurden. »Eisern beten«

nannte Rudolf Herzog diesen Modus in der »Kriegschronik der Leipziger Neuesten Nachrichten« ebenfalls im August. Zu kaum einer anderen Zeit ist der Adressat all dieser Gebete so oft angerufen (in Wahrheit aber missbraucht) worden wie von den deutschen Kriegsdichtern. Das war freilich erst möglich, als der Christengott nationalisiert und zum »deutschen Gott« gemacht worden war, so wie Will Vesper als einer von vielen am 27. September 1914 in einem Gedicht dies tat:

Deutschlands Feinde fragen voll Spott:
 »Ihr Deutschen ruft und betet zu Gott
 um Hilfe im Streite.
 Ihr habt wohl einen besonderen Gott,
 den wir nicht kennen,
 auf eurer Seite?«

»Ja«, ruft ganz Deutschland, »und kennt ihr ihn nicht«,
 so wollen wir ihn euch nennen:
 Der Gott, der aus unsren Kanonen spricht,
 der Gott, der eure Festen zerbricht,
 der auf unsern Schiffen das Meer durchbraust,
 mit unsern Fliegern am Himmel saust,
 der Gott unsrer Schwerter, vor dem euch graust,
 es ist der gleiche allmächtige Geist,
 der schon Jahrtausendlang
 über Deutschland kreist,
 durch all unser Leben webt und braut,
 auf dem wir alle auferbaut!

Was wie eine Rückbesinnung auf das Jahr 1813 anmutete, als die Befreiungskrieger mit dem Ruf »Gott mit uns« in die Schlacht aufbrachen, verkehrt sich mit dem ersten Wort der folgenden Strophe zur germanischen Gottesanbetung (mit Assoziationen zu Richard Wagner, dessen Helden Siegfried und Wotan zum militärstrategischen Vokabular in diesem Krieg avancierten).

– Wotan, der alte Wolkenwanderer
 unsrer Väter, war Er und kein anderer.
 Er war es, in dem Herr Walter sang,
 er war es, in dem Martin Luther stritt,
 der Gott, der mit uns Elend litt,
 und doch im Finstern blieb hell und wach
 in Paul Gerhardt und Johann Sebastian Bach,

der Gott, der mit Friedrich zu Felde lag,
 und uns brachte am Ende den neuen Tag,
 der uns schickte ins Land
 die Morgenröte:
 Lessing und Kant,
 bis die Sonne am Himmel stand:
 Johann Wolfgang von Goethe
 und alle die Geister,
 unsterbliche Meister,
 um ihn her!
 – Das alles war ER!
 der Gott, zu dem wir heute flehn,
 der uns mit himmlischem Feuer speist,
 Deutschlands heiliger Geist!
 DEM
 müßt ihr beistehn!«

Mit diesem Gedicht empfahl sich der studierte Verlagsberater, der 1913–1914 noch in Florenz gelebt hatte, geradezu für die Laufbahn als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Großen Generalstab und nachfolgend als Feuilletonchef der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« und – nun auf dem Weg zu Adolf Hitler – für die »Schöne Literatur«, die Zeitschrift, die sich alsbald die »Neue Literatur« nannte und deren Herausgeber folgerichtig 1933 in die Preußische Dichterakademie gewählt wurde. Und bis zu seinem Tod seinem Glauben treu geblieben ist, wie in dem Buch »Die Reise« nachzulesen ist, das sein Sohn Guntram geschrieben hat.

Der zweiundzwanzigjährige Literat, der dieses Gottesgedicht schrieb, überbietet das »Führer«-Gedicht von Ernst Lissauer an Dreistheit und Demagogie noch um einige Längen. Nicht nur deshalb, weil er nun auch Lessing und Kant, der »ewigen Frieden« wünschte, der Namensliste seines Vorgängers hinzufügt, schwerer wiegt, dass er Lessing und Kant der Obergottheit Wotan unterstellt und den Prediger religiöser Toleranz, der in seinem Drama »Nathan der Weise« zur Religionsbefriedung und zu gegenseitigem Verstehen aufgefordert hat, einem Göttervater unterordnet, der einst seine Walküren in die Schlacht befahl. Dass auch hier die germanische Rasse den Sieg verbürgt, ist ein Indiz mehr dafür, die rassistisch-kulturelle Prädominanz der Deutschen herauszustellen.

Dass auch andere Lyriker, die im überlieferten christlichen Gebet die ihnen gemäße Sprechweise fanden, unausgesprochen diesen Gott als einen für den deutschen Sieg entscheidenden hielten, darf angenommen werden.

Als Vorbeter allen anderen voraus war wiederum Richard Dehmel zur Stelle, als er im August 1914 »Einmütigen Volkes Gottvertrauen« zu Papier brachte:

Großer Gott, Beherrscher der Sternenheere,
Krieg wie Frieden verhängst du über die Völker.
Keins war jemals ganz deines Willens inne,
Alle bitten sie jetzt zum Himmelsgewölbe:
Gib uns den Sieg!

Hier ist es eindeutig der Christengott, dessen Los es ist, in Kriegszeiten von Freund und Feind gleichermaßen angerufen zu werden, den Sieg erstreiten zu helfen. Nicht anders als in der antiken Götterwelt wie sie von Homer dargestellt wurde, wird, denen die Kompetenz zugesprochen, die Schlacht zu entscheiden. Für die Christen des 20. Jahrhunderts waren es eher die himmlischen Heerscharen, von denen militärischer Beistand erwartet wurde. Denn Krieg ist für sie Schicksal, das ihn irdischer Erklärung entrückt und gar nicht erst die Frage aufkommen lässt, ob die Schlachtenlenker nicht dort zu suchen sind, wo irdische Regenten mit ihren Entscheidungen Einfluss auf den Kriegsverlauf nehmen wie die Feldherren Hindenburg und Ludendorff.

Die Gebetschreiber lassen schon im Titel ihrer Gedichte keinen Zweifel daran, wer sie spricht: Ina Seidel schreibt ebenso ein »Deutsches Gebet« wie von Gleichen-Rußwurm mit der Überschrift »Der Deutschen Gebet« anzeigt, wer die Bittsteller sind. Rudolf Herzog gibt durch das vorangestellte Adjektiv »eisern« zu erkennen, dass es dabei um eine besondere Form des Gebets geht. Am untrüglichen ist die Wortwahl »De profundis«, in die sich freilich Bellizisten wie Pazifisten in diesen Jahren teilen.

Im christlichen Gebetston der Anrede Gottes beginnt auch Alexander von Gleichen-Rußwurm:

Der Deutschen Gebet

Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!
Das Göttlichste, das deinem Stern verliehen!
Darum liegt Deutschland heute auf den Knien.

Dies Ungeheure, laß es nicht geschehen,
 Daß gutes Recht und Treue untergehn,
 Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!
 Ein groß Gebet zieht unser Volk aufs Knie,
 Es flehen Lippen, die gefleht noch nie,
 Und Hände falten sich, die nie gefaltet.
 Der feste Blick, wo nie ein Naß gewaltet,
 Zerschmilzt in großen, feierlichen Zähnen.
 Herr, lasse unsre Feinde nicht gewähren,
 Die meuchlings hingemordet guten Frieden.
 Herr, straf sie heut! Herr, straf sie schon hienieden!
 Das Ungeheure, laß es nicht geschehn,
 Daß gutes Recht und Treue untergehen;
 Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!

»Gerechtigkeit«, ein hohes moralisches Gut, das zuerst von weltlichen Urteilsprüchen erhofft wird, ist für diesen Autor jedoch nur eine Umschreibung dessen, worum es ihm eigentlich geht: das »gute Recht« und die »Treue«, die in diesem Krieg auf dem Spiel stünden, wenn es den Kriegsgegnern gelänge, mit ihrem Sieg all das in Frage zu stellen, was hier als deutsche Tugenden gepriesen wird. Und damit ist in diesem Text auch die Kriegsschuldfrage schon entschieden. Es sind die Feinde, »die meuchlings hingemordet guten Frieden«. Die Fürbitte ist in Wahrheit eine um einen göttlichen Richterspruch in weltlichen Angelegenheiten. Es handelt sich um ein »Eisernes Gebet«, wie es der ebenfalls kriegsbegeisterte Rudolf Herzog zum Himmel schickt in seinem Gedichtbuch »Ritter, Tod und Teufel« aus dem Jahr 1915, auch darin mit dem Dürerbild die Guten (Ritter) und die Bösen (Teufel) reinlich scheidend.

Im Verlauf des großen Krieges änderten sich die Bitten, die in Gebeten ausgesprochen wurden, so auch in dem von Ina Seidel, das im Winter 1916/1917 entstanden ist, der im Volksmund »Kohlrübenwinter« genannt wurde. Noch immer sind der Titel »Deutsches Gebet« und die Anrede des Höchsten aber die gleichen wie zu Kriegsbeginn:

Herrgott, o Gott, Du unser Gott!
 [...]

Und Du, o Heiland, Jesu Christ,
 Der Du der Seelen Herzog bist!
 Dein deutsches Volk wirft sich vor Dich:

Erhöre uns!
Erbarme Dich!

Worum Gott hier gebeten wird, ist schon handfester Natur und wird in der zweiten Strophe vorgetragen:

Wir kommen vor der letzten Schlacht,
Wir haben die Waffen vor Dich gebracht.
Wo sie nicht blank sind, siehe zu,
Wasch sie mit unsrem Blute Du!
Herrgott, wir wissen unsre Schuld.
O Heiland, trag uns in Geduld!

Noch dringlicher ist die Bitte, den in Not Geratenen Hilfe zu leisten, die nun beim Namen genannt werden:

Der Witwen und der Waisen Not,
Der kleinen Kinder Schrei nach Brot,
Der schwachen Greise siecher Tod
Schlägt auf zu Dir wie Rauch.
Unsrer Knaben Todesmut,
Der Männer ausgegoss'nes Blut,
Nimm sie zum Opfer auch!

Der Gedichtschluss hört sich wie ein Notschrei aus der Tiefe an:

Zu uns!
Zu uns bekenne dich!

Den kriegswilden Arthur Dinter plagten 1917 Sorgen mehr strategischer Art, die er an den lieben Gott delegierte:

Zum Herrgott und Hindenburg wollen wir flehen,
Daß wir bleiben in Flandern stehen!
Daß wir nimmermehr weichen vom Meer,
Unsrer schimmernden Zukunftswehr!

Zum Herrgott und Hindenburg wollen wir rufen,
Daß wir behalten die ehernen Stufen,
Die sie uns schlugen ins Lothringer Land:
Für Erz und Kohlen ein Unterpfand!

Wozu habt ihr beide denn Kurland genommen?
Bei euch heißt »gewonnen« doch nicht »zerronnen«?
Da lachte der Herrgott und Hindenburg;
Beruhigt euch nur, wir kommen schon durch!

Das hört sich schon eher wie eine Durchhalte-Parole an und nicht mehr wie eine der »Vorwärts«-Losungen der Augusttage von 1914, als die Kriegsbegeisterten noch nicht wussten, welchen Verlauf und welche Ausmaße dieser Krieg annehmen wird. Jetzt erweist sich die Losung »wir kommen schon durch« als eine leicht durchschaubare Worthülse, der man ansieht, das sie durch keine Wirklichkeit mehr gedeckt ist.

Der Wirklichkeit näher kommt dagegen Kurt Corrinth mit seinem »Gebeten Westen«, das im letzten Kriegsjahr geschrieben wurde, zu »Beginn der deutschen Westoffensive« im Jahr 1918. Es erschien im März dieses Jahres im »Leipziger Tageblatt«:

Bebendem Erwarten zager Stunden,
Eingebettet in des Frühlings Schoß,
Hat das Ungeheure sich entwunden:
Donnernd nun und tobend brach es los.

Tragt auf Berge, lenzesübersonnte,
Betend eure Stirnen hin!
Starrt nach Westen: Purpurhorizonte
Künden schicksalblutigen Beginn.

Seht ihr die Altäre, hochgerichtet
Gegen Abend in zerflammtem Land?
Schon sind Opfer groß emporgeschichtet,
Und, entzündet, loht der heilige Brand.

Nun sind unsere feberheißen Hände
Nur noch ein Gebetschrei himmelan;
»Herr und Vater: deine Allmacht spende,
Daß dies Opfer nicht umsonst getan.

Neig' durch Qualm und Blut dich unsern Herzen:
Dieser Kelch kann nicht vorübergehn:
Doch nach zuckenden Karfreitagschmerzen
Gib uns österliches Auferstehn!«

Dass die Deutschen ein Volk der Dichter und Denker seien, diesem Ruf bezeugten sie, Wissenschaftler und Dichter, in den Jahren von 1914 bis 1918 über alle Maßen, freilich mehr in quantitativer als in qualitativer Hinsicht, gemessen an der Vielzahl der Texte, die sie in dieser Zeit produzierten, vom Aufruf »An die Kulturwelt« bis hin zu Büchern wie dem von Max Scheler, der den »Genius des Krieges« feierte, und den unzähligen Reden, Appellen, Leitartikeln und Gedichten, die damals erschienen.

Es war wiederum Ernst Lissauer, der sich angelegen sein ließ, diesen Ruf mit einer Namensliste beweiskräftig zu behaupten und sie mit dem Fahnenwort »Führer« zu adeln: als »Himmlische Mannschaft«, die »in Lüften auf Posten« steht:

Luther, der Landsknecht Gottes, mit riesiger Bibel bewehrt,
 Bach, vorbetend preisende Orgelgesänge,
 Kant, gewappnet mit Pflicht, gewappnet mit Strenge,
 Schiller, die mächtige Rede schwingend als malmendes Schwert,
 Beethoven, von kämpfenden Erzmusiken umdröhnt,
 Goethe, kaiserlich ragend, von Tagewerksonne gekrönt,
 Bismarck, großhüptig, geharnischt, pallaschbereit,
 Des ewigen Bundes Kanzler in Ewigkeit,
 Seht sie gedrängt verdämmern im Ferneschein,
 Dürer und Arndt und Hebbel, Peter Vischer und Kleist und Stein.
 Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht,
 Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht.

Andere Lyriker haben Lissauers Aufgebot um noch einige Namen erweitert und wie Leo Sternberg, der sogar den »Kaiser« auf diese Liste gesetzt hat, halb Militär, halb Dichter, Liliencron dazu, den Paul Friedrich rekrutierte mit seiner Ansprache »An Detlef von Liliencron«:

O, würdest du heute dein Deutschland sehn,
 Du würdest aus deinem Grab erstehn,
 Und deine Augen, die wundervollen
 Würden wie feurige Sterne rollen. –
 Rings flattern durch Donner und Schlachtentod
 Die heiligen Fahnen schwarz-weiß-rot.
 Und dräuen auch Feinde wie Sand am Meer,
 Hell klänge dein Jubel:
 Hoch Kaiser und Heer!

O, könnt'st du ihn hören, den grollenden Ton
 Der Schlachten, Detlev von Liliencron,
 Nichts hielte dich länger in Grabesgruft,
 Du stürmtest dahin, wo das Vaterland ruft.
 Und führtest wieder, wie einstmals sie,
 Zum Siege im Sturm, deine Kompagnie.
 Vorwärts, Soldaten! Fällt das Gewehr!
 Hoch Kaiser und Heer!

Dass auf Goethe in dieser Ahnengalerie des Patriotismus nicht verzichtet wurde (sicher gegen dessen Willen), bezeugten gleich zwei Autoren: Adolf Bartels mit einem »Goethe« überschriebenen Gedicht und Hans von Wolzogen, der vollmundig »Wir Volk Goethes« plakatiert und noch einmal die »wunderlichen Feinde« aufs Korn nimmt:

Ihr tut uns gar viel Ehre an, Ihr wunderlichen Feinde!
 Mit dem, was Deutschland sang und sann,
 Fühlt ihr euch Weltgemeinde.
 Und wären wir nur wiederum
 Das stille Volk des Goethe,
 Ihr schösset nimmer mit Dum-Dum,
 Und blies't die Friedensflöte!

Wenn ihr uns nur in Ruhe ließ't
 Das edle Gut zu pflegen!
 Wir gönntens's euch, daß ihr genießt
 Den deutschen Völkersegen.
 Doch stört ihr des Friedens Ruh'
 Mit eures Neides Wüten:
 Nehmt euch in acht! wir schlagen zu,
Das edle Gut zu hüten! –

Als sei die Völkerschlacht nicht vor einhundert Jahren in Leipzig geschlagen worden, sondern, bei der festlichen Weihe des Völkerschlachtdenkmals, erschien der im August begonnene Weltkrieg einigen Rednern in dieser Stadt und im besonderen dem Historiker Karl Lamprecht wie die Fortsetzung dessen, was in den Befreiungskriegen breite Volksschichten auf den Plan gegen den französischen Imperator in Aktion gerufen hatte. Am 24. Oktober nämlich schrieb der Professor ein Vorwort zu einer »Unsere Helden im Kriege« titulierten Bildmappe mit Porträts namhafter deutscher und österreichischer Heerführer, die nun die Bühne des Kriegsgeschehens betraten. Eine der steinernen Statuen hatte es dem Historiker besonders angetan: Sankt Michael mit dem Flammenschwert (neben anderen »symbolischen Gestalten der germanischen Tugenden«):

Aber diese herrliche Figur ist die Trägerin hehrster deutscher Eigenschaften überhaupt, ist die Verkörperung des ganzen Volkes. So ist die Nation der Held dieses Denkmals. Kann man nicht sagen, daß die Schöpfer des Denkmals der Völkerschlacht den Charakter des Weltkrieges vorausgeahnt haben, der die Jahrhundertfeier von 1813 jetzt

rückwärtsfallend mit blutigen Schimmer färbt? [...] So suchen wir alle in diesen Tagen gemeinsamen Empfindens in Urzeitsinnen und Urzeitgefühlen unsere Helden, und die wenigen, die wir gefunden haben, wie Hindenburg, tragen stark an der kostbaren Last deutscher Liebe [...] Ein altgermanischer Grundsatz, von dem uns der erste große Bewunderer unserer Nation, Tacitus, ausdrücklich erzählt, besagt, die Heerführer sollten sich immer so aufstellen, daß sie von allen gesehen würden. Das ist es, was wir noch heute im Blute haben: sehen wollen wir die Fürsten und Führer unseres Volkes.

Nicht weniger traditionstiftend nimmt sich der Schulterchluss aus, den der junge Walter Flex in seinem 1915 in dritter, vermehrter Auflage erschienenen Gedichtband »Das Volk in Eisen. Gesänge eines Kriegsfreiwilligen« mit einer »Totenklage« zu diesem Denkmal gewordenen historischen Ereignis suchte:

Ihr toten Brüder, jenseits der tiefen Nacht,
 Schaut ihr die Feuer unsrer Totenwacht?
 Habt Ihr der Lieder, habt Ihr des Lebens acht?
 Unsre jungen Seelen sind loh entfacht,
 Opferfeuer für euch am gähnenden Schacht
 Dunkelnder Ewigkeiten und toter Zeit.
 Unsre Seelen sind eurer Antwort bereit!
 Unsre Feuer verdämmern in eure Nacht,
 Lichter, Gedanken, Lieder schicken wir weit,
 Weit hinüber zu euch durch Dunkelheit,
 Hört uns, Ihr Brüder, wir halten Totenwacht!

Als sich das Volk gegen Napoleons Heerscharen bewaffnete, gehörte der preußische König wahrlich nicht zu den ersten Opponenten, die das Volk zu den Waffen riefen. Doch Preußen strahlte noch immer in der Siegessonne früherer Schlachten, die im »Preußengeist« geführt wurden wie Otto Ernst in einem Schauspiel erinnerte. Auch Walter Flex wollte, dass ein »Preußischer Fahneneid« ihn bindet und dieser Kriegerdynastie dienen:

Von uns wird keiner Treue brechen
 Und keiner den Eid.
 Wir wollen ihn schützen und wollen ihn rächen.
 Wir tragen sein Kleid.
 Wir sind dem König von Preußen verschworen
 Mit Leib und Seele, wie wir geboren.
 Wer auf die preußische Fahne schwört,
 Hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
 Weh' dem, der des Königs Wege stört!

Ergebenheitserklärungen dieser Lautstärke lassen darauf schliessen, das die von Franz Mehring am Beispiel Lessings aufgezeigte Verklärung preußischen Soldatentums auch im Bürgertum kräftig Wurzeln geschlagen hat und drauf gehofft wurde, dass dieser »Geist« die Kämpfenden des Jahres 1914 beflügeln wird. Vor allem dann, wenn sie ihrem König die Treue halten und sich als botmässige Untertanen verhalten, denen der König mehr bedeutet als das eigene Leben. Walter Flex hat das mit einem verbalen Aufgebot auratischer Wörter wie Eid, Treue und Fahne so pompös inszeniert, dass der Wortverschleiß nicht mehr zu übersehen ist. Das Gedicht verkommt zum blinden Herrschaftslob, dessen Auswüchse sich den in Kriegszeiten polarisierenden Gefühlen verdankt, die nun strikt in solche der Liebe und des Hasses geteilt sind. Maßlose Erhöhung und Vergöttlichung auf der einen Seite, Verteufelung des Feindes auf der anderen. Das »Gesetz« des Krieges, neben dem kein anderes mehr gilt, ist auch zum Diktum derer geworden, die über diesen Krieg schreiben.

Dass sich der Berliner Theaterschriftsteller und -Kritiker Julius Bab nicht entgehen ließ, den Dramatiker aufzurufen, der mit seinen Dramen »Der Prinz von Homburg« und »Die Hermannschlacht« am ehesten in Frage kam, auf den deutschen Bühnen als Wegbegleiter der deutschen Kriegsteilnehmer zu paradieren, konnte erwartet werden, zumal er sich damit in die von ihm herausgegebene Gedichtfolge »Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht« selbst mit aufnehmen konnte. Sein Gedicht ist eine Anrede, wie sie bei all denen zu finden ist, die, wie schon gezeigt, die »Ahnen« herbeizitieren. Es ist mit einem Datum versehen: »21. November 1914«, dem Tag seines Todes am Wannsee 1811:

Genius der Stunde! Da dein Tag erschien,
dein Todestag im Jahr, da viele sterben,
und viel erzeugt wird, sprechen wir, die Erben
am Amt, das du geschaffen hast: ich dien!

Wie schmolzest du mit Preußens hartem Erz
der Deutschen Seele schweres Gold zusammen;
aufglühend floß bei deines Geistes Flammen
der reinste Kern in stärkste Form. – Dein Herz,

Dein großes Herz verzehrte sich im Brand,
daran so kostbar Werk zuerst geschmiedet.

es liegt dein Grab so kriegerisch umfriedet,
das deutsche Grab am See in märkischem Sand.

Und aus dem Scheiterhaufen dieser Gruft
muß heute, heute sich der Phönix heben:
Was zahlt ihr Leiber, soviel tausend Leben,
wenn nicht für Seelen groß wie Himmelsluft?!

Auf starkem Klang von kriegerischen Märschen
schwebt strahlend einer Flöte Geisterhauch:
»das Kriegsgesetz, ich weiß es wohl, soll herrschen,
jedoch die lieblichen Gefühle auch!«

Hätte Bab dieses Zitat aus Kleists »Der Prinz von Homburg«, das diesen Krieger im Gewissens- und Gefühlskonflikt zeigt, fortgelassen, könnte sein Gedicht dem von Walter Flex vergleichbar auch als eine Reaktivierung des preußischen Kriegsmytos' gelesen werden, und mit dem »Genius der Stunde« nicht nur der Todestag des Dichters gemeint sein, sondern die des Kriegsbegins im August 1914, anklingend an den Buchtitel »Der Genius des Krieges« von Max Scheler.

Für den Kleist-Biografen Julius Bab spricht zumindest, dass er nicht mit einer Namensliste als »deutsch« deklariertes Denker und Dichter renommiert wie Will Vesper, sondern einen Dichter, der in damaligen Kriegszeiten mit einigen Gedichten unter Beweis gestellt hatte, dass die »Franzosenfresser« von 1914 in ihm einen Vorboten in Anspruch nehmen konnten.

Doch alle diese Traditionsstifter blieben zurück hinter Ernst Lissauers Aufgebot aus dem Jahr 1914 und seinem »Generalstab der Geister«, zu dem mit Bach und Beethoven zwei Komponisten gehörten wie mit Dürer und Peter Vischer zwei bildende Künstler und natürlich Goethe und Schiller als Dichter-Heroen.

Geht man von den Prämissen aus, die im August 1914 und in den nachfolgenden Wochen in den Gedichten der kriegspatriotischen Dichter in die Welt gesetzt wurden (darin weitgehend den Erwartungen der Militärs folgend), dann sollten sie sich vor allem in der offenen Feldschlacht erfüllen. Dort ist der Ort, wo sich der deutsche Mann beweisen kann: durch Disziplin und Gehorsam gegenüber dem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, und der ihm untergeordneten militärischen Befehlshaber, durch seinen Kampfeswillen und seine Tapferkeit und nicht zuletzt kraft seiner seelischen Größe, die

der Soldat zeigen soll, indem er bis zum Tod kämpft und sich für sein Vaterland opfert: Das musste sich in Langemarck, an der Somme und vor Verdun erweisen. Es sind dies die Orte, wo der Soldat den ihm gemäßen Heldentod sterben darf (in der Presse der Kriegszeit wurden freilich auch lebende Frontkämpfer als Helden vereinnahmt).

Obwohl von einer Schlacht mit kaum überschaubaren Massen von Mensch und Material selbst Bilder wie Altdorfers Gemälde Alexander-schlacht oder neuzeitliche Photographien kein der Wirklichkeit nahekommendes Bild vermitteln können – am ehesten noch die im Ersten Weltkrieg entstandenen Filme –, haben sich Lyriker nicht geschaut, in ihren Gedichten auf ihre Weise davon Kunde zu geben. Die sind, Stoff und Thematik entsprechend, an Ort und Zeit gebunden und entstammen meist persönlichem Erleben wie bei Rudolf Herzog, der Anfang September 1914 »In der Schlacht« schrieb:

Der Tag ist um. Man hat nicht heimgedacht, !
 Nichts denken mögen als das eine Fragen:
 Angriffsbefehl? Geht's vorwärts? Steht die Schlacht?
 Wir, mitten drin, wir wissen nichts zu sagen.
 Granaten heulen auf, wie Katzen schreien,
 Schrapnells zerspringen mit metallnem Klingen,
 Mit Paukentönen setzen Mörser ein,
 Und Flieger kreisen wie auf Geisterschwingen.

Sowohl die vom Feind eingesetzten Waffen als auch, und dies bildhaft, deren Geräusche zeichnen ein akustisches Szenario, dem in der Folgestrophe mit »Blitz« und »Donner« nachgeholfen wird. Die Strophe schließt mit den Worten:

Unsichtbar rings ein Ringen, Stürmen, Stampfen.

Wirklichkeitsnah wird dann auch der Ort gezeigt, wo sich das Leben der Landser abspielt und der Angriff seinen Lauf nimmt:

Im Schützengraben tief im feuchten Grund
 Ein Bataillon bis an den Hals vergraben.
 Auf! auf! kreischt eines Leutnants junger Mund
 – Major und Hauptmann liegen für die Raben –
 Tornister über, das Gewehr zur Hand,
 Sieht man sie klettern – wie geblendet stehen –

Erst tastend schreiten – dann aus Rand und Band
Hinjagen und im Feuer jäh vergehen.

Es ist die Wirklichkeit des Krieges, die hier zur Sprache kommt, die benennt, was sich im Schützengraben abspielt und als Frage bei einem dieser Soldaten in seinen Gedanken so umgeht, wie es die letzte Strophe wiederholt; nun um eine Erkenntnis vermehrt:

Und wissen nur: das Leben ist ein Tand,
Ein bißchen Atem nur zum Vorwärtstreiben,
Doch fern am Rhein, dort liegt ein Wunderland,
Deutschland geheißten – und *soll Deutschland bleiben!*

Dieser Wunsch ist schon nicht mehr von vollmundigem Hochgefühl (mit den dazugehörigen Adjektiven) bestimmt, sondern begnügt sich, den Erhalt und die Fortdauer dieses Landes zu bekräftigen, am Ende mit der Gewissheit (im Kontrast zu »wir wissen nichts zu sagen«), dass das eigene Leben nur ein »bißchen Atem ist«, wenn »Granaten heulen« und »Schrapnells zerspringen«.

Leo Sternberg, einer der verbalen Verteidiger Gerhart Hauptmanns gegen den »Offenen Brief« Romain Rollands, schreibt, ebenfalls im Herbst 1914, schon ernüchtert, in seinem Gedicht »Während der Schlacht«:

Das sind die Tage, wo wir beten lernen:
Hinterm Nebel die Welt ... Hinter nebelverhangenen Fernen
zwei Riesenheere im Vernichtungskampf,
wie Urwaldmächte, die aus dem Dampf
des brodelnden Chaos sich zum Lichte ringen,
– und wir hören keinen Laut aus der Weite dringen...
Von Qualm und Rauch verdunkelt scheint die Welt;
doch warum donnert kein Kanonenschall,
als lägen Roß und Reiter schon erschlagen im Feld
Kein Hurra, kein Alarmsignal,
kein rasender Kurier, der jubelnd die Fahne schwingt

Offenbar sind die Kräfte auf beiden Seiten erschöpft und die »Ernte« wird eingefahren:

Der Nebeltag kommt, der Abend sinkt
mit einer blutigen Binde um das Haupt...
Verwundete tauchen an Krücken und wegbestaubt
aus undurchdringlichem Grau ... Ein Heer von Schatten kommt
ins Land gedrängt...

»Das sind die Tage, wo wir beten lernen« (der letzte Satz im Gedicht) liest sich nun auch im übertragenen Sinn nicht mehr wie eine Gebetsinitiation, sondern meint vor allem das Übermaß an neuen Erfahrungen, das irdische Grenzen übersteigt.

In der ersten Septemberhälfte entstand »Schlacht an der Marne« von Wilhelm Klemm, dessen »Gedichte aus dem Feld« in Franz Pfemferts Zeitschrift »Die Aktion« als Antwort auf das Geschrei der Dichter-Patrioten abgedruckt wurden. Hier ist der Schauplatz einer, der in militärgeschichtlichen Darstellungen einen vorderen Platz einnimmt. In einer der Strophen gelingt es dem Schlachtenbeobachter sein Zeitempfinden (Klemm arbeitete als Arzt im Sanitätsdienst) zu beschreiben:

Zwei kolossale Stunden rollen sich auf zu Minuten.
Der leere Horizont bläht sich empor.

Mein Herz ist so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen,
Durchbohrt von allen Geschossen der Welt.
Die Batterie erhebt ihre Löwenstimme
Sechsmal hinaus in das Land. Die Granaten heulen.
Stille. In der Ferne brodeln das Feuer der Infanterie,
Tagelang, wochenlang.

Josef Winckler dagegen schrieb der von den Militärs initiierten Legende von »Langemarck« nach, die im November 1914 entstand, und feiert die jungen Freiwilligen, die mit ihrem Gesang den Schlachtenlärm übertönten:

Und eine graue Woge kommt's empor:
»Deutschland, Deutschland über alles...«
Sieh, drüben, auch, steigt's aus der Erde hervor:
»Deutschland, Deutschland, über alles...«
Links, rechts, hier, dort, brandet's, bäumt sich's auf:
»Deutschland, Deutschland, über alles...«
Springfluten brausen in donnerndem Lauf:
»Deutschland, Deutschland, über alles...«

Was Winckler in seinem Gedicht verschweigt – die Zahl der Toten bei diesem Angriff der Jungen mit Nietzsche-Büchern im Tornister –, beschreibt Alfred Vagts schon Ende 1915 auf seinem »Marsch in die Schlacht«, wo es am Ende heißt, ernüchert:

Tote Gäule liegen im Graben mit geschwellenen Bäuchen, riesige Luftkissen,
 Menschen im Mantel wie zusammengewehte Zelte nach Sturm.
 Wir kommen durch das letzte krachende Tor der Kanonen,
 wir reihen uns aus der Kolonne wie eine Schiffskette aus ihren Bunkern
 und schleifen in Schützenlinie einen Hügel hinaus, wo wir in die Schlacht sehen:
 ein Panorama des Todes.

Alfred Vagts, dessen Gedichtband »Ritt in die Not« erst 1920 erschien, trug sich Mitte Dezember mit dem Gedicht »Waffenstillstand 1917« in die Chronik der Schlachten-Gedichte ein und wurde so zum Zeitzeugen des Stimmungsumbruchs dieses Jahres, der sich in Gedichten manifestierte, deren Titel nur noch aus dieser Jahreszahl bestand:

Sie riefen nächtelang aus Tiefen: nicht schießen!
 Der erste auf dem Grabenbord,
 mit wie vom Kreuz befreiten Armen,
 mit dem Erlöst-sein!-Rufe,
 richtete die Antenne des Friedens auf, der die Welt durchfunk.
 Zwischen uns ist nichts als das auf den Pflug wartende Feld, das allen gehört;
 wie Bauern auf Rainen gehen wir zueinander
 und biegen den Stacheldraht, die Hecken um Nachbars Haus.
 Die Hände zittern wie zu reich Beschenkte,
 da sie anderes halten als Kolben und Spaten,
 und führten gern den Bruder an die Wolga und nach Thüringen zu Gast.
 Im Lachen und in den roten Fahnen flammengezüngelt das Pfingstsymbol:
 towarish! Kamerad! –

Hier klingt Tolstois Bauern- und Friedensethos ebenso an wie der Funkpruch »An alle« zu hören ist, den Lenin aus dem zaristischen Russland sandte, und das Echo, das vom Friedensschluss in Brest-Litowsk ausging.

Nicht zuletzt verweisen die »vom Kreuz befreiten Arme« im Bild des auf-erstandenen Gottessohnes auf die Erlösung von dem Übel des Krieges.

Fritz Franke verewigte in seinen »Ex oriente lux (Beim Frieden mit Rußland)« Anfang 1918 entstandenen Gedicht diesen kriegentscheidenden Augenblick:

O bräche doch aus allen deinen Himmeln
 Der Friede nieder, wie die Sintflut kam!
 Die Welt liegt hart gestraft in dieser dunklen,
 Lastenden Nacht, die ihr die Sonne nahm.
 [...]

Von Osten hebt sich durch die Nacht ein Schimmer,
 Vor dem die Flut ganz langsam, langsam sinkt –
 Das wache Aug weckt vom Schlaf die Seele,
 Damit sie Hoffnung aus dem Leuchten trinkt.

»Ex oriente lux« – die biblische Botschaft ist zu einer politischen geworden. Der Krieg ist an einem Tiefpunkt angekommen, der nun auch die Dichter wieder eine gemeinsame Sprache finden lässt, die in Johannes R. Bechers »Gruß des deutschen Dichters an die russische föderative Sowjet-Republik« mit den Worten anhebt:

Im Osten wächst das Licht. Der Dichter streue
 Sich schwellend dir entgegen. Welche Nacht!
 Bewinkte Finsternis von Morgen Bläuen.
 Ja, Liebe dehnt sich unbeschränkter Macht.

Und so wie Becher schon Jahre zuvor ein Gedicht »An die Feinde« adressierte, schrieben nun auch Gerrit Engelke und Oskar Schürer Gedichte vergleichbarer Intention. Engelkes Gedicht ist »An die Soldaten des großen Krieges« gerichtet und beginnt mit einem Rufwort, das an die Imperative »Auf!« und »Vorwärts« der Augustgedichte erinnert. Nun sind es freilich die Überlebenden dieses Krieges, denen es gilt:

Herauf! aus Gräben, Lehmhöhlen, Betonkellern, Steinbrüchen!
 Heraus aus Schlamm und Glut, Kalkstaub und Aasgerüchen!
 Herbei! Kameraden! Denn von Front zu Front, von Feld zu Feld
 Komme euch allen der neue Feiertag der Welt!
 Stahlhelme ab, Mützen, Käppis! und fort die Gewehre!
 Genug der blutbadenden Feindschaft und Mordehre!

Werden eingangs die Lokalitäten beschrieben (man erinnert sich an Jüngers Buch »In Stahlgewittern«), die an die Stelle der Schützengräben des Angriffskrieges getreten sind, um zu veranschaulichen, was seit einigen Jahren hinter diesen Soldaten liegt, ist der neue »Feiertag« der des Kriegsendes, an dem »abgelegt« wird, was früher in »blutbadender Feindschaft« ausgetragen wurde.

Dass dieser Tag noch nicht Gegenwart geworden ist, ist den Beschwörungen zu entnehmen, die in der Folgestrophe artikuliert werden:

Euch alle beschwör' ich bei eurer Heimat Weilern und Städten,
 Den furchtbaren Samen des Hasses auszutreten, zu jäten,
 Beschwöre euch bei eurer Liebe zur Schwester, zur Mutter, zum Kind,
 Die allein euer narbiges Herz noch zum Singen stimmt.

Und weiter in persönlicher Rede an den »Feind«:

Lagst du bei Ypern, dem zertrümmerten? Auch ich lag dort.
 Bei Mihiel, dem verkümmerten? Ich war an diesem Ort.
 Dirmuide, dem umschwemnten? Ich lag vor deiner Stirn,
 In Höllenschluchten Verduns, wie du in Rauch und Klirrn,
 Mit dir im Schnee vor Dünaburg, frierend, immer trüber,
 An der leichenfressenden Somme lag ich dir gegenüber.
 Ich lag dir gegenüber überall, doch wußtest du es nicht!
 Feind an Feind, Mensch an Mensch und Leib an Leib, warm und dicht.

Der Aufzählung dieser Schlachtfelder lässt der Dichter die Namen der am Krieg beteiligten Nationen folgen:

Franzose du, von Brest, Bordeaux, Garonne,
 Ukrainer du, Kosak vom Ural, Dnjestr und Don,
 Österreicher, Bulgare, Osmanen und Serben,
 Ihr alle im rasenden Strudel von Tat und von Sterben –
 Du Brite aus London, York, Manchester,
 Soldat, Kamerad, in Wahrheit Mitmensch und Bester –
 Amerikaner, aus den volkreichen Staaten der Freiheit:
 Wirf ab: Sonderinteresse, Nationaldünkel und Zweiheit!
 Warst du ein ehrlicher Feind, wirst du ein ehrlicher Freund.
 Hier meine Hand, daß sich nun Hand in Hand zum Kreise binde
 Und unser neuer Tag uns echt und menschlich finde.

Die Losungen, unter denen die »Feinde« einst zum Kampf antraten, sind verweht und widerlegt. Sie haben sich als irreführend und tödlich erwiesen und werden hier noch einmal beim Namen genannt, um die Augen zu öffnen und vorzubereiten auf »den Feiertag der neuen Welt«. Die Tage der »Menschheitsdämmerung« haben begonnen. Nur noch Wochen und Monate, dann werden auch deutsche und französische Schriftsteller wieder zu einen Dialog miteinander finden.

So wie Hanns Johst in der Satire »Morgenröte« einen Abgesang auf die patriotischen Professoren in Szene setzte und sie mit den patriotischen Ergüssen der deutschen Dichter konfrontierte, meldete sich in der »Volkswacht

Breslau« am 26. März 1917 eine Stimme zu Wort, die der einst vom Herausgeber Alfred Biese gepriesenen »Poesie des Krieges« eine Absage erteilte, wenngleich er dabei zuerst an die »Kriegsberichterstatter« dachte:

Von der »gewaltigen Poesie« der Schlacht
 Ich habe nie die Poesie empfunden,
 Die manche Kriegsberichterstatter sehen.
 Wenn auf die Brüder während banger Stunden
 Granaten tausendweise niedergehen.

Ich sah nur immer gräßliches Zerfetzen
 Von lieben Menschen oder armen Tieren,
 Sah brave Väter, schauernd vor Entsetzen
 Ob all dem Grauen den Verstand verlieren.

Die wissen alles künstlerisch zu fassen,
 Die selbst vom tiefsten Jammer auf der Erde
 Ihr Herz ästhetisch nur erregen lassen,
 doch es gibt Menschen, – ach Beneidenswerte!

Mit Staunen lesen unsere Frontsoldaten,
 Die knapper Not dem bitteren Tod entronnen,
 Was pflichtgetreu sie litten oder taten,
 Das sei die »höchste der Erlebenswonnen!«

Laßt doch die öden Säusler und Ästheten,
 Aus deren Mund so süße Phrasen fließen,
 Selbst einmal in das Trommelfeuer treten,
 Um seine »hohe Schönheit« zu genießen.

Es könnte dies auch eine Antwort an Alfred Biese und seine Anthologie »Poesie des Krieges« von 1915 sein. Mehr noch aber korrespondiert dieser Text mit Franz Werfels Gedicht »Die Wortemacher des Krieges«, das schon im August 1914 entstand.

III.

»O neuer Tag von uns längst vorgesungen« – vom pazifistischen Protest zur politischen Aktion

Der Übermacht überregionaler Zeitungen wie dem »Berliner Tageblatt« oder der »Kreuzzeitung« und der Zeitschrift »Neue Rundschau« des Berliner S. Fischer Verlags sowie den zahllosen Flugschriften und Gedichtanthologien hatten die Kriegsgegner zunächst wenig entgegenzusetzen, ehe sich in Wochenschriften wie »Die Aktion«, in der Münchner Zeitschrift »Das Forum« und in den anfangs in Leipzig erscheinenden »Weißen Blättern« und im »Zeit-Echo«, das wie auch die »Weißen Blätter« später in der Schweiz erschien, sich Sammelpunkte bildeten, die es einigen Schriftstellern ermöglichten, ihre Gedichte und Prosatexte zu veröffentlichen. Prosa wie die von Leonhard Frank und Andreas Latzko erschienen nur in der Schweiz.

Dafür, dass es nicht zu öffentlichen politischen Erklärungen gegen den Krieg kam, sorgte die nun in den Händen des Militärs liegende Zensur, die darüber wachte, dass unliebsame Veröffentlichungen, wie sie Wilhelm Herzog noch gelangen, als er Romain Rollands Manifest »Über dem Getümmel« veröffentlichte, aber Franz Werfels Gedicht »Die Wortemacher des Krieges« unterlassen musste und bald darauf für sein Blatt Publikationsverbot bekam. Dieses Werfel-Gedicht aus den Augusttagen des Jahres 1914 war, zusammen mit dem Gedicht »Der Krieg«, ein erster Affront zunächst gegen all die, denen der Krieg vielfältige Publikationsmöglichkeiten eröffnete: den kriegbefürwortenden Intellektuellen, den Professoren der deutschen Universitäten an erster Stelle, und den »Barden«, die über Nacht patriotische Töne anschlugen. Werfel, der in den Monaten zuvor an seinem Drama »Die Troerinnen« (nach Euripides) schrieb, hatte dabei offenbar eine Lehrstunde in Pazifismus absolviert, wenn nicht schon sein erster Gedichtband »Der Weltfreund« (1911) als Auftakt zu einer Reihe von Büchern gewesen ist, bestimmt von der Absicht:

Mein einziger Wunsch ist, Dir, o Mensch, verwandt zu sein!
Bist Du Neger, Akrobat, oder ruhst Du noch in tiefer Mutterhut,
Klingt Dein Mädchenlied über den Hof, lenkst Du Dein Floß im Abendschein,
Bist Du Soldat, oder Aviatiker voll Ausdauer und Mut.

Endend mit dem Wunsch:

Oh, könnte es einmal geschehn,
Daß wir uns, Bruder, in die Arme fallen!

»Bruder«, das Fahnenwort derer, die damit zu übersteigen hofften, was besonders im wilhelminischen Kaiserreich durch die »Mode streng geteilt« war und mit dem Monarchen an der Staatsspitze die Fallhöhe angab, die unter ihm in die Tiefe wies, wo die lebten, die nicht auf die »goldenen Stühle« gesetzt waren. Mit seinem dritten Gedichtbuch »Wir sind« umriss Werfel in einem noch weiteren Themenkreis, was ihm am Herzen lag.

Das erklärt, weshalb ein Gedicht wie »Die Wortemacher des Krieges«, eine Ausnahme zu Kriegsbeginn, 1915 auf der Strecke blieb, als es Wilhelm Herzog veröffentlichen wollte. Während es René Schickele im gleichen Jahr in den »Weißen Blättern« gelang, Sterns kritische Präsentation solcher »Wörtermacher« zum Druck zu bringen.

Werfel hob mit der auch von Karl Kraus befehdeten Phrase an, die postwendend entlarvt wird:

Die große Zeit! Des Lebens Haus zerschossen
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.

Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Brudertums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor Einem Himmel niederbeben,
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.

Die Tröpfe lallen, und die Streber krächzen,
Und nennen Mannheit ihren alten Kot.
Daß nur die fetten Weiber ihnen lechzen,
Wölbt sich die Ordensbrust ins Morgenrot.

Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen, und sie singt.
Ach, der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt.

Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indes die Frechheit einen Sinn erschwitzt.
Und eh nicht die Gerichts-Posaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.

Treffender kann der Phrase, mit dem Krieg beginne eine »große Zeit«, kaum begegnet und denen das Urteil gesprochen werden, die sie verbreiten, und denen Werfel mit schon satirisch gezielter Wortwahl bedeutet, was sie sind, wessen sie sich anmaßen und was sie niedertraten: Brudertum. Mit anderen Worten: die postulierte Zeitengröße wird durch ihre moralische Niedrigkeit konterkariert. Damit war insgeheim ein erster Auftrag gestellt, dem sich bald auch andere Schriftsteller anschließen werden, um die Lügen der »Wortemacher« zu entlarven, die der Diplomaten und die der Kriegsschriftsteller!

Umso erfreulicher, dass Romain Rollands Schrift »Über dem Getümmel« die Zensur passieren und er auf diesem Weg auch an die deutschen Leser im »Forum« die Frage richten konnte:

Zwischen unseren Völkern des Abendlandes gab es keinerlei Grund zum Krieg. Trotz allem, was eine von einer Minderheit, die ein Interesse daran hat, diesen Haß ständig zu schüren, vergiftete Presse immer wieder schreibt, französische Brüder, englische Brüder, deutsche Brüder, hassen wir uns nicht. Ich kenne euch, ich kenne uns. Unsere Völker wollten nur Frieden und Freiheit. [...] Aber wer hat sie zu dieser verzweifelten Notwendigkeit getrieben, entweder den Gegner zu zerschmettern oder selbst zu sterben? Wer, wenn nicht ihre Staaten und in erster Linie (meines Erachtens) die drei großen Schuldigen, die drei räuberischen Adler, die drei Kaiserreiche, die ränkevolle Politik des Hauses Österreich, der unersättliche Zarismus und das brutale Preußen! Der schlimmste Feind steht nicht außerhalb der Grenzen, er steht in jeder Nation; und keine Nation bringt den Mut auf, ihn zu bekämpfen. Dieses hundertköpfige Ungeheuer, das Imperialismus heißt, dieser hochmütige und herrschsüchtige Wille, der alles verschlingen oder unterwerfen oder zerschlagen will, duldet keine freie Größe neben sich.

Diese an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg heranreichende Bewertung des Kriegsbeginns gab, aus der Sicht eines Europäers, der sich in der Schweiz zwar »Über dem Getümmel« befand, aber als Moralist ebenso in das Treiben der kriegführenden Staaten involviert war, einen für die deutschen Kriegskritiker vorerst unerreichbaren Standard vor, weil es Rolland nicht bei pazifistischen Beteuerungen beließ, sondern mit dem Terminus »Imperialismus« (wenn auch nicht im Sinn des ebenfalls in der Schweiz im Exil lebenden Lenin) auf die von den drei genannten Staaten geführte Politik zielte und damit deren Obrigkeiten an den Pranger stellte.

Mit Ludwig Hatvany begab sich ein Autor an seine Seite, der schon im November 1914 eine erste Bilanz dessen zog – wie Rolland vor ihm –, was die

Gelehrten der deutschen Universitäten, im besonderen die in Leipzig, von sich gegeben hatten:

Alle berühmten Professoren haben nacheinander gesprochen. Was sie gesprochen, wurde *sofort* in aller Ehrfurcht von sämtlichen Zeitungen nachgedruckt. Und wir durften uns überzeugen, daß der deutsche Gelehrte ebensowenig zurückscheut vor den schwerst lösbarsten Problemen wie der deutsche Soldat vor einer uneinnehmbaren Festung. Leider mußte dieser Ansturm der grauen Strategen des Geistes trotz des nachweisbaren Gebrauches dialektischer Dum-Dum-Geschosse und sophistisch scharf gespitzter, giftiger Pfeile vollkommen scheitern.

Zwei der »berühmten Professoren« werden, ohne sie beim Namen zu nennen, besonders vorgeführt: der in Leipzig lehrende Karl Lamprecht und der schon emeritierte Wilhelm Wundt:

Ist es denn nicht einfach zum Lachen, wenn der meistgenannte Historiker zur Deutung dieses *europäischsten* aller Kriege zwischen den vorgeschrittensten aller Kulturen eben den Vergleich der Hunnenkriege aus dicken Büchern seiner Weltgeschichte herausholt? Und hört es sich nicht wie eine unzeitgemäße Verulkung an, wenn der ruhmvollste Altmeister der Philosophie, seine Greisenstube verlassend, noch einmal die Universität betritt, nur um bei dem verbittertsten Ausbruch dieses Rassen- und Nationalitätenkrieges eine Rede mit der unangebrachten Ansprache: »Weltbürger« zu beginnen? Ein Land – so meint er dann weiter – spiegelt sich am besten in seinen Philosophen wieder und nun muß England für die egoistische Lehre eines Bentham büßen. [...] Und deshalb steht zu befürchten, daß derselbe würdige Altmeister sich nicht zu taktvoll in der Wahl jener fatalsten Stunde zeigt, da die stolzesten englischen Schiffe über deutschen Minen in die Luft springen, um den Schatten Carlyles, als des einzigen englischen Idealisten, heraufzubeschwören, der noch ein übriges für Deutschlands Machtbestrebungen hätte.

Nachdem dieser Philosophiekritiker sich eingehend mit dieser fragwürdigen Art der Philosophie-Geschichtsschreibung beschäftigt hat, setzt er wie Romain Rolland zu einer Deutung des Krieges selbst an:

Der Krieg ist nichts anderes als die vorübergehende Krisenzeit der *vollkommenen Unordnung zwischen zwei Weltordnungen, der Gesetzlosigkeit zwischen zwei Gesetzen, der Entmenschlichung zwischen zwei Menschlichkeiten.*

Nicht genug damit, stellen sich Hatvany am Ende seiner Überlegungen weitere »neue beunruhigende Fragen« wie diese:

Was sind die Unterströmungen dieses Rassenkampfes? Wo und wie spielt sich im Rassenkampf der Kampf der Klassen ab? Bedeutet dieser Krieg das Ende des bewaffneten Friedens? Ist er ein Schritt zum Weltfrieden, oder...?

Wie Wilhelm Herzog, der sich in den ersten Augusttagen noch einen Ausfall gegen Romain Rolland gestattet hatte, gelang auch René Schickele erst nach einiger Zeit eine kritische Einstellung zu diesem Krieg und seinen Wortführern, als er 1914 die Zeitschrift »Die weißen Blätter« übernahm und Schriftsteller an sie band, die wie er und Annette Kolb für die Völkerverständigung und gegen die Kriegshetze eintraten: den Lyriker Franz Werfel, die Dramatiker Walter Hasenclever und Carl Sternheim, Max Brod, Alfred Wolfenstein und Ludwig Rubiner.

Anfangs mit Rücksicht auf die Zensur publizierend, wurde die Zeitschrift nach ihrer Übersiedelung in die Schweiz erkennbar kriegskritischer, wofür besonders die Namen der Erzähler Leonhard Frank und Andreas Latzko bürgten.

Neben Annette Kolb, die über die Gründung einer »Internationalen Rundschau und der Krieg« einen »Vortrag« beisteuerte, sind es die beiden dem Kurt Wolff Verlag nahestehenden Expressionisten Walter Hasenclever und Franz Werfel, die im ersten Quartal des Jahres 1915 den Ton angeben: Hasenclever mit »Tod und Auferstehung des Jean Jaurès« und Franz Werfel mit den Gedichten »Fremde sind wir auf der Erde Alle«, »Hohe Gemeinschaft« und einer »Ode«.

Der Zeitbezug ist schon im erstgenannten Text mit Händen zu greifen:

Tötet euch mit Dämpfen und mit Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.
Alle Lande werden zu Gewässern,
Unterm Fuß zerrinnen euch die Orte.

Was mit Imperativen beginnt und wie eine Aufforderung zum Töten anmutet, ist hier eher Ausdruck des Entsetzens, das sich einstellt, und als Folge dieses Tuns vor Augen geführt wird. Es handelt sich bei diesem Text im Grunde um ein Klage- und Anklagedicht, in das »alle« einbezogen sind, wie es in einer weiteren Strophe heißt:

Schuldvoll sind wir, und uns selber schuldig,
Unser Teil ist: Schuld, sie zu begleichen!

Der Tenor des Gedichts wird jedoch vom Nomen »Fremd« bestimmt, mit dem Werfel eingestehen muss, wie sehr in der Wirklichkeit missraten ist, was er in den Jahren zuvor hochherzig als »Weltfreund« gedichtet hatte. Indem er, wenn auch nur auf ein begrenztes »Wir« bezogen, zu einem Schuldbekennnis aufforderte, grenzte er sich von all denen ab, die auf Recht und Macht nach dem Kriegsgesetz pochten.

Nicht weniger aus der Reihe der Patrioten tanzte Walter Hasenclever mit den beiden Gedichten, die den kurz vor Kriegsbeginn von einem französischen Nationalisten ermordeten sozialistischen Politiker und Philosophen Jean Jaurès porträtieren, der gegen einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland agitierte.

Das erste Gedicht ist vermutlich zeitnah zu diesem Ereignis entstanden:

Jaurès' Tod

Sein reines Antlitz in der weißen Klarheit
Des Irrtums grauenvolle Spur verließ.
Sie haben ihn gemordet, Geist und Wahrheit,
Trost der Armen von Paris.

Ihn traf die Kugel, deren Schlacht er ahnte
Und geißelte vor seinem Land.
Der allen Menschen einen Frieden bahnte,
Sank hin am Schlag der Bruderhand.

Gott hob ihn aus dem Ende dieser Zeiten,
Ließ ihn nicht mehr die Verzweiflung sehn.
Sein gutes Auge half den Weg bereiten.
Er ist uns nah. Er wird uns auferstehn.

Zum Politikum wird das Gedicht erst in der Schlusstrophe, wenn der Deutsche den Franzosen »uns nah« sein lässt und antizipiert, was dann im zweiten Jaurès-Gedicht verkündet wird. Es beginnt ebenfalls mit einer Szenerie wie das vorige und geht in die Anrufung der »Geister der Toten« über, die apostrophiert werden, um zu sehen, worüber der Dichter klagt:

Kein Helfer steht auf;
Keine Menschheit sinkt ihm zu Füßen,
Beladen mit der Schuld von Legionen.
Auf dem Markt der Provinzen
Vor Unwissenden, Verführten
Schüren sie die Flammen des ewigen Kriegs.

Diese Schmach verlangt nach Appell und Einsicht:

Soldaten Europas! Verwüstete Kirchen
 Retten Eure Länder nicht mehr.
 Soldaten Europas, Bürger Europas!
 Hört die Stimme, die Euch Bruder heißt.

Zu Bußbereitschaft werden vor allem jene aufgerufen, die den Willen des Toten übergangen und seine Botschaft nicht hören wollten:

Stürzt hin, Militärs! Beugt Euern Scheitel.
 Stockt, Bergwerke, den mörderischen Tag.
 Ihr Fürsten auf Thronen,
 Steigt nieder,
 Weint am Hügel des Toten;
 Friede, Versöhnung bricht an.

Den »politischen Dichtern«, wie Hasenclever 1919 einen Gedichtband nennen wird, kündigt der antizipierende Revolutionsaufruf am Ende des Gedichts an:

Heraus aus Kasernen, Galeeren,
 Engbrüstige Traumlose!
 Die Erde liegt vor euch.
 Aufwärts, Freunde, Menschen!

René Schickele tritt in seiner Zeitschrift überwiegend als Essayist und Kritiker in Erscheinung, entweder in längeren thematisch bestimmten Aufsätzen oder mit Glossen wie der auf Thomas Mann oder den italienischen Futuristen Marinetti zielenden, die beide dem Krieg das Wort redeten.

»Politische Erziehung der Deutschen durch diesen Krieg« – so wird Thomas Mann zitiert und sogleich kritisch kommentiert:

Unsere Dichter und Denker bestehen auf ihr, unterdessen schaffen sie die konfuseste Ideologie, die je hinter einem Krieg hergehinkt kam, eine Kriegsliteratur, die einen Turm von Babel darstellt, aus Plagiaten eines ganzen deutschen Jahrhunderts, vermehrt um Sprüche von Bergson und dem alten Chamberlain, Dostojewski und Spencer. »Der große Kant« lesen wir bei Thomas Mann, »war ein Krüppel, der nicht einmal zum Garnisonsdienst getaugt hätte, und er war der erste Moralist des deutschen Soldatentums.« Ja, aber er schrieb den »Ewigen Frieden«. Wohingegen es unseren heutigen »Krüppeln« vorbehalten blieb, die wunderbare Seligkeit des »Kriegs an sich« zu entdecken. Nie hat sich ein Militär zu einem derartigen philosophischen Kannibalismus

bekannt, man mustere sie, Gneisenau bis Schlieffen, keiner kämpfte für die Kultur, und wenn einer gelegentlich von den moralischen und hygienischen Wirkungen des Krieges ein – entschuldigendes – Wort fallen ließ, so dachte doch nicht einer an die Möglichkeit, den Krieg als eine humanitäre Einrichtung anzusprechen.

Das Titelwort noch einmal aufnehmend, fragt Schickele bei Thomas Mann an: Woher soll die politische Erziehung kommen? Alle Zeitungen schreiben, alle, die sprechen, reden dasselbe. Solches läuft im besten Fall statt auf Erziehung auf Einpaukerelei hinaus, sodann auf gedankenloses Nachschwätzen, also auf Verdummung, auf intellektuelle Sklaverei.

Nicht minder scharfzüngig nahm sich Schickele wenige Monate später »Das grosse Jahr« vor, den »Katalog des Verlagshauses S. Fischer in Berlin für 1914–15« (es hätte auch der »Kriegs-Almanach« des Inselverlages für das Jahr 1915 sein können). Auch darin kommt Thomas Mann nicht ungeschoren davon:

Thomas Mann vergnügte sich so lange und so absichtsvoll mit Friedrich dem Großen, bis die große tragische Figur zu einem Bösewicht geworden war, dem der Literat mit Verständnis auf der Hintertreppe seiner schönen Seele begegnete, und Lucia Dora Frost, von der ich annehme, daß sie eine Frau ist, entdeckte und entwickelte in der »Preußischen Prägung« einen erschreckenden Kannibalismus, über den Nietzsche sich krank gelacht, und den der Soldat, der preußische Soldat ausgespien hätte.

Für vergleichbare Waffengänge hatte Schickele zwei Schriftsteller an seiner Seite, die schon in den Vorkriegsjahren als Gesellschaftskritiker hervorgetreten waren: Carl Sternheim, dessen Drama »1913« in den »Weißen Blättern« abgedruckt wurde, und Heinrich Mann, dessen Roman »Der Untertan« aus der Vorkriegszeit stammte und als Vorabdruck 1914 abgebrochen wurde. Sternheims Drama ist die Fortschreibung seiner »Maske«-Familiengeschichte, diesmal der Maskes auf Buchow, einer Familie, in der es um das materielle Erbe einer Rüstungsfirma geht, ohne die ein Krieg wie der 1914 entstandene nicht möglich gewesen wäre. Es ist der Sekretär des Freiherrn Christian Maske von Buchow, den Sternheim die in diesem Haus nicht verwunderlichen Töne in einem Brief anschlagen lässt:

Wie schön das ist: eine heilige, allgemeine, vaterländische Verbrüderung und allgemeine deutsche Ideen. Ich danke sie diesem Haus, in das mich ein Zufall warf. Sein krasser kapitalistischer Geist brachte die innersten Organe zur Empörung, und nun trägt mich jede Stunde einem ungeheuren Ziel, der befreienden Tat näher.

Mit Diederich Heßling suchte sich Heinrich Mann einen im deutschen Kaiserreich hochgekommenen Fabrikanten aus, um an seinem Werdegang zu demonstrieren, in welchen Maße das deutsche Bürgertum – darin Sternheim vergleichbar – zur Stütze der Monarchie avanciert war. Seit »Geist und Tat« war Heinrich Mann für die jüngeren Schriftsteller zu einer Orientierungsgröße geworden, deren »Politische Ideologie« Rudolf Kurtz in der »Aktion« mit dem Satz beschrieb:

»Ein Intellektueller« um prachtvoll ernste Worte Heinrich Manns, dieses gütigsten, verehrungswürdigsten, kunstvollsten unter den deutsche Dichtern als Schlußstück unter diese Notiz zu setzen, »ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, verrät den Geist.«

Im letzten Quartal des Jahres 1915 konnten die »Weißen Blätter« mit einem Text von Heinrich Mann aufwarten. »Zola« ist der im Novemberheft erschienene Essay von ihm überschrieben, in dem er am Beispiel des auf die politische Bühne Frankreichs getretenen Romanschriftsteller sein Bekenntnis zur Demokratie und seinen Unwillen gegenüber der Kriegsrhetorik seines Bruders Thomas kundtat und damit seine geistige Führerschaft auch für die Jahre des Weltkriegs unter Beweis stellte. Seine Intellektuellenkritik wiederholend, schrieb er, nun mit noch mehr Berechtigung als Jahre zuvor:

Intellektuelle sind weder Liebhaber noch Handwerker des Geistes. Man wird es nicht, indem man gewisse Berufe inne hat. Man wird es noch weniger durch das lüsterne Betasten geistiger Erscheinungsformen, – am wenigsten sind jene Tiefschwätzer gemeint, die gedankliche Stützen liefern für den Ungeist; die sich einbilden, sie hätten Erkenntnisse, und jenseits aller Erkenntnisse könnten sie die Ruhmredner der ruchlosen Gewalt sein. Keineswegs die selbstgenügsame Erkenntnis macht den geistigen Menschen aus, sondern die Leidenschaft: die Leidenschaft des Geistes, die das Leben rein und den Menschen ganz menschlich will. Der Intellektuelle erkennt Vergeistigung nur an, wo Versittlichung erreicht ward. Er wäre nicht, der er ist, wenn er Geist sagte, ohne den Kampf für ihn zu meinen.

Damit stellte sich Heinrich Mann nicht nur im wörtlichen und begrifflichen Sinn hinter den von Zola in der Dreyfus-Affäre geprägten Terminus »les intellectuelles«, er prägte und aktivierte ihn zudem zeitgemäß vor allem für die in Deutschland anstehenden Auseinandersetzungen, nicht zuletzt mit dem eigenen Bruder, der mit »Gedanken im Kriege« und mit dem 1916 begonnenen »Betrachtungen eines Unpolitischen« sich als Widerpart in Position brachte und darin den »Bruderkrieg« fortführte.

1915 ging auch ein Lyriker in der Zeitschrift »Die Aktion« mit einem Text an die Öffentlichkeit und flankierte Heinrich Manns Essay mit einem vergleichbaren, den Johannes R. Becher »Einleitung zu meinem neuen Versbuche An Europa« überschrieb, mit dem er ein Jahr später ein auf Verständigung und Annäherung der kriegführenden Völker werbendes Gedichtbuch vorlegte. Schon das erste Gedicht »Eingang« ist ein Programmgedicht:

Der Dichter meidet stahlende Akkorde.
 Er stößt durch Tuben, peitscht die Trommel schrill.
 Er reißt das Volk auf mit gehackten Sätzen.

Ich lerne. Ich bereite vor. Ich übe mich.
 Wie arbeite ich – hah leidenschaftlich! –
 Gegen mein noch unplastisches Gesicht –:
 Falten spanne ich.
 Die Neue Welt
 (– eine solche: die alte, die mystische, die Welt der Qual austilgend –)
 Zeichne ich, möglichst korrekt darin ein.
 Eine besonnte, eine äußerst gegliederte, eine *geschliffene* Landschaft schwebt
 Eine Insel glückseliger Menschheit. mir vor,
 Dazu bedarf es viel. (Das weiß er auch längst sehr wohl.)
 O Trinität des Werks: Erlebnis, Formulierung, Tat.

Dieser Wille zur Politik ist es, der Bechers Gedichte fortan über Kontemplation und Betrübnis hinausträgt, sie zu Aufrufen, Appellen und Interventionen macht und den Imperativ priorisiert wie in jenem Teil der »Einleitung«, in dem es heißt:

Völker! Freunde! Ihr Angehörigen aller, aller Staaten!
 Provinzen des Geistes stellt euch! Erwidert! Erwidert!
 Halte Versammlungen ab! Diskutiert!

Gedichttitel wie »An die Zwanzigjährigen«, »An die Soldaten«, »An die Henker«, »An die Völker« und »An die Freunde« stehen für diese Schreibintention, die im nächsten Gedichtbuch schon einen Schritt weiter forciert worden ist und »Verbrüderung« erheischt.

Die omnipotente Anrede »An Europa« als Titel eines Gedichtbandes nimmt im Verlauf der Kriegsjahre konkrete Gestalt an in Einzelsprachen an Freund wie Feind: »An den Tyrannen« versus »An den Frieden« oder jahreszeitlich bezogen als »Gebet Pfingsten 1917« oder kurz »1917« überschrieben.

Zwei Gedichte, die für die poetologische Spannweite des Becherschen Expressionismus stehen können, sind »An den Frieden« gerichtet. Auch fällt auf, dass der junge Becher eine Sprechweise bevorzugt, wie sie für die Ode charakteristisch ist (das Wort Ode erscheint folglich auch häufig als Titelwort). Ebenso oft wählt er die Bezeichnung »Gebet« für einige Gedichte oder die Apostrophierung »An Gott«. Es ist eine gehobene, von Pathos getragene Sprache, die zwar noch strophisch gegliedert ist, aber auf den Reim verzichtet und sich auch grammatikalisch nicht immer an die Regel hält. Am auffälligsten aber an diesen Gedichten ist die Wortwahl und die Wortbildung, in die Bechers Gefühl- und Gedankenwelt expandiert und zum Beispiel eine verbale »Kothölle« imaginiert, in die »der Anstifter des Krieges« wie im gleichnamigen Gedicht verbannt und einem Strafgericht unterzogen wird:

Da aber schließ des Ausdunst mittenzwei.
 In schwarzer Jauchen Blüte eingepackt,
 Bespült von kochender Blute Klebebrei
 Der hockt. Gepeitscht von Spülichtkatarakt.
 Schleim Würgschnur um den Hals. Des Haares Skalp
 Verknüpft kaum dem Gewölk. Die Stirn durchzackt
 Vom Fingerriesenrechen. Auswurf salbt.
 Die Lippen rösten, dolchdurchspießte. Feuerrot
 Fleckt klein auf Wangen. Pergamenten falb.
 Der Sonne Strahl zerstückelt stündlich ihn.
 Kanonenrohr-Geweih entsteht den Unrat-Schläfen.
 Vom Mond bekränzt ragt, des Gewürms Bastei,
 Die Nase auf. Draus zwei Fontänen schießen
 Kloakengeysirs gen die Himmel grad.
 Drum explodiert gell der Skelette Pyramide.

Es handelt sich um ein neunzehnstrophiges Pamphlet biblisch-monumentalen Formats, das in immer wieder neuen Anläufen Kloakenwörter geradezu ausspeit und mit einem verbalen Exzess Gefühlsentäußerung zelebriert, ohne schon leisten zu können, was in dem 1917 entstandenen Gedicht »Die Mörder sitzen in der Oper« von Walter Hasenclever auf einen konkret genannten Personenkreis Gedicht geworden ist.

Dieser monströsen Personifizierung seines Kriegsgottes (man erinnert sich dabei nicht zufällig an Georg Heyms Gedicht »Der Gott der Stadt«) steht als

Ausnahmerscheinung das in einer ganz anderen Diktion geschriebene Gedicht »An den Frieden« gegenüber, das von einem ebenso entgegengesetzten Leitbegriff in Bechers früher Dichtung bestimmt ist, der »Utopie« heißt. Im Gedicht »An den Frieden«, das sich in dem 1917 publizierten Gedichtband »Verbrüderung« findet, ist diese Tonart schon in der ersten Strophe zu hören:

O süßester Traum der streicht wie Sommer lind!
 Doch bald mußt du wohl mehr sein als ein Ahnen.
 Da blüht er auf wie kleinster Duft von Wind.
 Ein Engel durch der Leichen Schlucht sich bahnend.

Wieder mit einer Apostrophe beginnend, schließt das sechsstrophige Gedicht mit der Glaubensgewißheit:

Ihr –: laßt uns gern vom ewigen Frieden reden!
 Ja, wissend sehr, daß er Gestalt gewinnt
 Noch süßester Traum nur. Unsere Hände jäten
 Das Unkraut aus, das jenen Weg bespinnt.
 Ertön o Wort, das gleich zur Tat gerinnt!
 Das Wort muß wirken! Also laßt uns reden!!

Die Leitvokabel »Bruder« die sich in Bechers Gedichten mehrfach wiederholt, ist im Titelwort »Verbrüderung« bereits in dieses Stadium der »Tat« überführt worden und weist schon ein Stück weit über die emotionalen Ausbrüche der Jahre zuvor hinaus.

In der Zeitschrift »Zeit-Echo« war es Alfred Wolfenstein, der im 12. Heft des Jahrgangs 1915/16 einen Becher vergleichbaren Part übernahm und mit dem Titel »Kämpfer Künstler« einen auch Bechers »Einleitung« vergleichbaren Einstieg in sein Thema wählte, indem er sich von einem Schriftsteller »des vorigen Jahrhunderts« abgrenzte – es handelt sich dabei um Gustave Flaubert, der die »impassibilité« als die einem Schriftsteller angemessene Haltung zur Wirklichkeit wählte, – und den Wolfenstein mit den Worten zitiert: Un homme qui s'est institué artiste, n'a plus le droit de vivre comme les autres. Dieser Maxime begegnet der Kämpfer-Typ mit der Alternative:

Der Dichter dagegen breitet sich in die Einheit mit Menschen aus. [...] Er stammelt nicht wie jener, der in beziehungsloser Steilheit nur Gott denkt und vollkommen wäre, wenn er nichts, nicht einmal die Sprache, außer sich und Gott empfände. Sondern seine Vollkommenheit ist die Äußerung, die möglichst ganze. Er will wirken, – nicht auf den Glauben der anderen (der nie zu verändern ist); aber er will bewirken, daß jeder glaubt.

Damit wollte sich Hugo Ball nicht begnügen, als er in der Zeitschrift »Der Revolutionär« seine Gedanken über eine zeitgemäße Literatur der Gegenwart äußerte und der »Jungen Literatur in Deutschland« die Aufgabe stellte:

Der Kampf, den die junge Literatur in Deutschland heute zu führen hat, geht um die Bildung einer oppositionellen Partei. Opposition gegen die hier wie in keinem Lande allmächtige Bourgeoisie; Opposition gegen den krassen Materialismus in Leben und Kunst, Politik, Presse; Opposition gegen die offizielle Oppositionspartei (die Sozialdemokratie): das sind die Aufgaben, die sich die junge Literatur von heute mehr und mehr zu Bewußtsein bringt.

Er selbst zeigte nach seiner Übersiedelung in die Schweiz, dass seine Maximalforderung unter deutschen Verhältnissen nicht zu verwirklichen war, und er dann in Zürich eine andere Art des Protest gegen den Krieg vorzog, die nämlich, über die er unter der Überschrift »Als ich das Cabaret Voltaire gründete« berichtet hat und durch »Das erste dadaistische Manifest« (1916) ergänzte. Eine Probe vordadaistischer Radikalkritik in Form einer Widerrede in »Totentanz 1916« lässt ahnen, welche Sprengkraft satirisch gewendete Worte haben können:

So sterben wir, so sterben wir.
 Und sterben alle Tage,
 Weil es so gemütlich sich sterben lässt.
 Morgens noch in Schlaf und Traum
 Mittags schon dahin
 Abends schon zu unterst im Grabe drin.

Die Schlacht ist unser Freudenhaus
 Von Blut ist unsre Sonne
 Tod ist unser Zeichen und Losungswort.
 Kind und Weib verlassen wir –
 Was gehen sie uns an!
 Wenn man sich auf uns nur verlassen kann!

So morden wir, so morden wir
 Und morden alle Tage
 Unsere Kameraden im Totentanz.
 Bruder, reck Dich auf vor mir!
 Bruder deine Brust!
 Bruder, der Du fallen und sterben musst.

Wir murren nicht, wir knurren nicht
 Wir schweigen alle Tage
 Bis sich vom Gelenke das Hüftbein dreht.
 Hart ist unsre Lagerstatt
 Trocken unser Brot
 Blutig und besudelt der liebe Gott.
 Wir danken Dir, wir danken Dir,
 Herr Kaiser für die Gnade,
 Dass Du uns zum Sterben erkoren hast.
 Schlafe Du, schlaf sanft und still,
 Bis Dich auferweckt
 Unser armer Leib, den der Rasen deckt.

Der Verfasser dieses Wortlauts, der auch »Soldatenlied« heißen könnte, gibt sich bewusst kunstlos, indem er an ein anderes populäres Genre (»So leben wir, so leben wir alle Tage«) anschließt und an die Stelle des Lebens den Tod treten lässt und dabei mit grobschlächtigen Formulierungen nicht spart, die in ihrer Direktheit offenlegen, was die »Kriegsdichter« als Tod fürs Vaterland glorifizierten. Und geradezu höhnisch hört sich an, wie die Totentänzer dem Kaiser auch noch Dank dafür sagen. Vor allem: das Tagewerk dieser sterbensbereiten Soldaten wird Mord genannt. Das tut auch Erich Mühsam in seinem »Kriegslied«, das mit der Strophe beginnt:

Sengen, brennen, schießen, stechen,
 Schädel spalten, Rippen brechen,
 spionieren, requirieren,
 patrouillieren, exerzieren,
 fluchen, bluten, hungern, frieren...
 So lebt der edle Kriegerstand,
 die Flinte in der linken Hand,
 das Messer in der rechten Hand –
 mit Gott, mit Gott, mit Gott
 mit Gott für König und Vaterland.

Der Verfasser dieses Textes ist leicht als ein geübter und erfahrener Autor zu erkennen, der seinen Gedichten eine zeitkritische Note zu geben versteht, die er in den Jahren als Herausgeber der Zeitschrift »Kain« nicht nur einmal an den Tag legte. Anders als die meisten jüngeren Lyriker aus dem Umfeld des Expressionismus ist Mühsam von Anfang an ein politischer Schriftsteller,

dem Ästhetizismus fremd ist. Er hat eine politisch links orientierte Adressatenschaft vor Augen, wenn er schreibt und setzt darauf, mit solchen Gedichten herauszufordern und verboten zu werden.

Schon die erste Strophe liest sich wie ein kleiner Katechismus mörderischen Soldatentums, dessen Handwerk hier mit neun Verben anschaulich gemacht wird, erweitert durch das Werkzeug, das dabei eingesetzt wird und überboten noch einmal durch die dreifache Gottesnennung im Verbund mit »König und Vaterland«. Die letzte Strophe endet als Umkehrung der in drei Strophen zuvor noch lebendigen »Kriegerstands« mit dem Widerruf:

So stirbt der edle Kriegerstand,
in Stiefel, Maul und Ohren Sand
und auf das Grab drei Schippen Sand –
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Der zur Phrase herabgesunkene Patriotengruß braucht nicht weiter decouvriert zu werden.

Anders als Hugo Ball, der in den nächsten Jahren daran gehen wird, die geschichtliche Rolle der deutschen Intellektuellen von Martin Luther über Karl Marx bis in die Gegenwart als Irrweg nachzuweisen, hielt sich Erich Mühsam in den Kriegsjahren in München auf und nahm am revolutionären Umbruch in der bayerischen Metropole mit Kurt Eisner und Gustav Landauer teil. Er gab in seinen Tagebüchern wieder, was er 1916 erlebte. Darunter auch die »Samstag-Demonstration« auf dem Marienplatz, über die am 19. Juni berichtet wird:

Nachzutragen zu der Samstag-Demonstration am Marienplatz wäre, daß unter den Demonstranten eine ganze Anzahl Soldaten in Uniform waren, die sich kräftig an den Ausrufen beteiligten und durchaus offen mit dem Volk fraternisierten. Andere kamen in Zivil, aber mit Kriegsauszeichnungen. [...] Der amtliche Polizeibericht weiß natürlich bloß von Pöbel und halbwüchsigen Burschen und stellt den ganzen Vorgang als ganz unernst hin. Immerhin klebten schon gestern früh um fünf Uhr Anschläge in der ganzen Stadt, wonach Zusatzbrotmarken wieder ausgegeben werden sollen, und zwar auch am Sonntag.

Ob aus solchen mitgehörten Gesprächen Mühsams »Soldatenlied« entstand, steht dahin. Sein »Kriegslied« dagegen ist als Satire ein Textwerk wie es Hugo Ball in seinem Cabaret hätte nicht besser vorführen können.

Auf dieses Metier verstehen sich auch zwei andere Zeitschriftenherausgeber, die aus der Not (der Zensur) eine Tugend zu machen verstanden (sie zu umgehen): Karl Kraus mit seiner Zeitschrift »Die Fackel« und Franz Pfemfert mit der »Aktion«, der eine in Wien, der andere in Berlin.

Eine erste Probe seiner Zitier- und Konfrontationsmethode lieferte Kraus mit dem Text »Drei Engel – drei Räuber oder Gerhart Hauptmanns Höllenfahrt«, indem er den Engeln aus »Hanneles Himmelfahrt« Hauptmanns 1914 geschriebenes Gedicht »Reiterlied« antwortete:

Drei Engel – drei Räuber
oder
Gerhart Hauptmanns Höllenfahrt

1894

Erster Engel

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Zweiter Engel

Das goldne Brod auf den Äckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht
stillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Dritter Engel

Die Blumen und Blüthen der Erde
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer
Bläue,
Dir säumte sie nicht deinen Weg.

1914

Es kam wohl ein Franzos daher. –
Wer da, wer? –

Deutschland, wir wollen an deine
Ehr'! –

Nimmermehr!!

Schon wecken die Trompeten durchs
Land.

Jeder hat ein Schwert in der Hand.

Man kennt es gut, dies gute Schwert,
von Spichern, Weißenburg und
Wörth,

das deutsche Schwert.

Es kam ein schwarzer Russ' daher. –
Wer da, wer?

Deutschland, wir wollen an deine
Ehr'! –

Nimmermehr!!

Ein Kaiser spricht es hoch vom Sitz.
Viel Feind', viel Ehr', wie der alte
Fritz.

Sein Nimmermehr ist mehr als
Schall,

's ist Donnerrollen und Blitzesknall,
's ist Wetterstrahl.

Erster Engel

Wir bringen ein erstes Grüßen
 Durch Finsternisse getragen;
 Wir haben auf unsern Federn
 Ein erstes Hauchen von Glück.

Zweiter Engel

Wir führen am Saum unsrer Kleider
 Ein erstes Duften des Frühlings;
 Es blühet von unsern Lippen
 Die erste Röte des Tags.

Dritter Engel

Es leuchtet von unsern Füßen
 Der grüne Schein unsrer Heimath;
 Es blitzen im Grund unsrer Augen
 Die Zinnen der ewigen Stadt.

Da kam ein Englishman daher. –
 Wer da, wer? –
 Deutschland wir wollen an deine
 Ehr'! –
 Nimmermehr!!
 Nimmermehr ist unser Wort,
 es braust durch alle Gaue fort,
 ein Cherub trägt es vor uns her:
 Nimmermehr! Nimmermehr!
 Nimmermehr!

Es kamen drei Räuber auf einmal
 daher. –
 Wer da, wer?
 Deutschland wir wollen an deine
 Ehr'! –
 Nimmermehr!!
 Und wär't ihr nicht drei, sondern
 wäret ihr neun,
 meine Ehr' und mein Land blieben
 ewig mein:
 Nimmer nimmt sie uns irgendwer,
 dafür sorgt Gott, Kaiser und deut-
 sches Heer. –
 Nimmermehr!

In seiner Zeitschrift »Die Fackel« finden sich nicht wenige Texte, in denen die vorgeführten Zitate in ihrer offenkundigen Konformität und literarischer Primitivität deren Urheber bloßstellen und sie der Lüge oder Dummheit überführen. Ebenso beim Gedichteschreiben erwies sich Kraus als perfekter Satiriker, als er das »Lied des Alldeutschen« anstimmte, weil der Krieg von diesem Verein noch immer nicht verloren gegeben wurde:

Ob unter See, ob in der Luft,
 wen Kampf nicht freut, der ist ein Schuft.
 Doch weil das Schuften ich gewohnt,
 so schuft' ich nicht bloß an der Front,
 ich kämpf' auch schneidig und gewandt
 und halte durch im Hinterland,
 ich schufte früh, ich schufte spat,
 die Schufte das erbittert hat.
 Nur feste druff! Ich bin ein Deutscher.

Im Frieden schon war ich ein Knecht,
 drum bin ich es im Krieg erst recht.
 Hab stets geschuftet, stets geschafft,
 vom Krieg allein krieg' ich Kraft,
 Weil ich schon vor dem Krieg gefront,
 hat sich die Front mir auch gelohnt.
 Leicht lebt es sich als Arbeitsvieh
 im Dienst der schweren Industrie.
 Heil Krupp und Krieg! Ich bin ein Deutscher!

Noch 20 Strophen, die folgen, hat der Satiriker gebraucht, um das Programm dieser Herren, von denen dieser Rollensprecher einer ist, in Reih und Glied zu bringen und Reim und Metrum in den Dienst seiner Sprache zu nehmen, mit der er in der Tat eine vortreffliche Klinge schlägt.

Als Landsmann von Karl Kraus, doch zur jüngeren Lyrikergeneration gehörend, hat sich Albert Ehrenstein, anfangs auch er ein vom Kriegsgott Angetaner, zu einer satirisch-grotesken Art des Gedichteschreibens voran gearbeitet und zu einer radikalen Sprache gefunden, die in Gedichten wie »Stimme über Barbaropa« und »Eurasien« zu hören ist:

»Gebenedeites Völkerfrikassee!«
 Mummelt der Buttje in der See.
 Aber der jachste Held springt ungeru in den Himmel,
 Beschneit Hurradämmerung Haubitzgebimmel.
 Und Panzer keucht sein Sterbelied,
 Ahnt sausenden Torpedos Triller,
 Und dummen Kontinents Kanonen gähnen müd,
 Und nach dem Zahler schielen schon die Zieler.
 Verwaistes Wimmern mondweißer Stuben,
 Den Tod erleben ihre Buben.
 O Knochenmarmor, weichend der Feuertrombe,
 Die Rache knirscht noch Zahn um Zahn, Bombe für Bombe!
 Sklaven! Zertreten! Unrettbar! In Ketten!
 Ein Kannibale war Moses? Berg Sinai Höllenort?

Wer brüllte: »Du sollst nicht töten!«
 Nie dringt an Herden heiligstes Wort,
 Eurasien zirpt zarteres Flöten:
 »Ein fester Mörser ist unser Gott.«

Die Wortkombination im Titel, die zwei Erdteile nennt, die in diesem Krieg involviert sind, ist schon der Einstieg in eine Wortwelt, die sich nicht der gewohnten bedient und schon im ersten Vers Kirchendeutsch und Küchendeutsch mixt und daran erinnert, dass in diesem Krieg Menschen zerlegt und zerkleinert wurden, wenn sie von den feindlichen Geschossen getroffen werden, ehe das geschieht, was sich in diesem Gedicht auf den Vokal I reimt: Haubitzengebimmel auf Himmel. Auch in der zweiten Strophe hört man Geräusche, die Torpedos machen, und der letzte Vers dieser Strophe folgt ebenfalls eher der Lust an der Alliteration. »Knochenmarmor«, ein Neologismus ebenso wie »Feuertrombe« assoziiert beim Lesen nicht weniger sich Ausschließendes, ehe im Exkurs in die Religionsgeschichte eines der Moses-Gebote wieder den Zusammenhang mit dem Töten auf dem Schlachtfeld herstellt und mit Martin Luthers Choral auf den Punkt gebracht wird, was hier verbal und in der Wirklichkeit vor sich gegangen ist: die Verkehrung der geltenden ethischen Werte.

Nicht weniger frontal hat Franz Pfemfert die Unterzeichner des Aufrufs »An die Kulturwelt« an den Pranger gestellt, als er 1916 jene Schriftsteller und Wissenschaftler aufzählt und sie der Leichtgläubigkeit überführte. Der Herausgeber ersparte es ihnen nicht, sie alle noch einmal namentlich zu nennen.

Dieser Demonstrationsform hatte er sich in den Jahren zuvor schon bedient, in denen er minder Prominente des Kaiserreichs per Zitat abfertigte. »Ich schneide die Zeit aus«, nannte er dieses Verfahren. Dabei war Franz Pfemfert seit der Gründung seiner Zeitschrift im Jahr 1911 ein Leitartikler und Kommentator vor allem politischer Ereignisse im deutschen Kaiserreich gewesen, der im Frühjahr 1914 mit sicherem Blick Deutschland in den Krieg treiben sah, und als der dann wirklich begann, verstummen musste als politischer Journalist, wenn er nicht erneut den Staatsanwalt oder die Zensurbehörde auf sich aufmerksam machen wollte. So blieb ihm nur, zumindest einige der »anständigen« Gedichte, die seine Mitarbeiter ihm von der Front schickten, in seinem Blatt zu veröffentlichen. Den unanständigen Schreibern

aber führte er vor, wie schändlich sie dachten und schrieben. Der Blätterwald versorgte ihn fast täglich mit Gedichten dieser Art wie dem von Gerhart Hauptmann, das das »Berliner Tageblatt« am 16. Februar 1915 nachdruckte:

Komm, wir wollen sterben gehn
in das Feld, wo Rosse stampfen,
wo die Donnerbüchsen stehn
und sich tote Fäuste krampfen.

Lebe wohl, mein junges Weib
und du Säugling in der Wiegen!
Denn ich darf mit trägem Leib
nicht daheim bei euch verliegen.

Diesen Leib, den halt' ich hin
Flintenkugeln und Granaten:
Eh' ich nicht durchlöchert bin,
kann der Feldzug nicht geraten.

Pfemferts Leser, von denen anzunehmen ist, dass sie wussten, mit welcher Friedensbotschaft, verkörpert in der allegorischen Athene Deutschland, Hauptmann 1913 in seinem »Festspiel in deutschen Reimen« die Zuschauer entließ, vermochten den Umfall, der sich in den Augusttagen bei diesem Autor ereignete, mit kritischem Blick zu registrieren. Noch ärger trieb es Joseph von Lauff in seinem Heldengesang »General Emmich«, den die »BZ am Mittag« am 17. September 1914 abdruckte:

Hei! das war ein blutig Tanzen
Um die Wälle, um die Schanzen;
Immer vorwärts, attackiert...!
Ob der belgischen Brünhilde
Führte Emmich was im Schilde,
Als er um sie scharmutziert.

Da die Kugeln fast verschossen,
General Emmich kurz entschlossen
In den Hochzeitsreigen sprang.
Achtend nicht des eig'nen Leibes,
Um den Hals des schönen Weibes
Er die Preußenarme schlang.

[...]

Ob die Schöne auch tät schäumen –
Half kein Sträuben und kein Bäumen:

Emmich stellte seinen Mann.
 Wie es Siegfried einst gelungen,
 Daß die Gunthern er bezwungen,
 Also mußte sie heran.

Es steht dahin, ob es sich bei dieser Hochzeit um eine wahre Begebenheit handelt oder aus dem Nibelungenlied und dem Wagnerschen »Lohengrin« eine patriotische Mixtur gefertigt wurde, die als kriegerische Heldentat im übertragenen Sinn zu verstehen ist: Deutschland hat Belgien für sich eingenommen.

Als müsste die Zeit auch im Gedicht angezeigt und vermessen werden, die der Krieg, der längst zu einem Stellungskrieg geworden war, noch dauert, überschrieben einige Lyriker ihre Gedichte nur mit einer Jahreszahl, so wie Walter Hasenclever »1916« und Martin Gumpert, der in seinem Gedicht »1916« feststellte:

Im dritten Jahr ist der Gruß Geschrei,
 Mattes Ächzen, gestönte Qual
 Hebt an, stimmt ein!
 Im Genick die modernde Faust verhöhnt.

 Meiner Freunde zerfressene Augen,
 Die zerbrachen im ersten Sturm,
 Sie sind gewandert in jedes Gesicht.
 Beinhaus Erde! Es wandeln die Toten.

Das Jahr 1917 ist gleich in drei markante Gedichte als Signum der Kriegszeit eingegangen, beginnend mit Franz Karl Ginzkeys »Der Dichter und der Krieg«, das zu Anfang des Jahres geschrieben wurde:

Die liebe Welt ist weit verstört,
 Es rast ihr Blut in Fiebers Not.
 Da schweigt der Dichter, denn er hört:
 Für ihn singt jetzt der Tod.

 Er lacht aus Mörsers rundem Mund,
 Daß rings das Land erbebt wie irr,
 Er stönt aus Erdlochs blut'gen Grund,
 Er jauchzt im Bleigeschwirr.
 Wo so der Tod sein Liedel geigt,
 Der Dichter keinem Lied nachsinnt.
 Er lauscht und schweigt, das Haupt geneigt,
 Wie Ähren unterm Wind.

Und vorausschauend in eine künftige Zeit (in der sich vor allem Kurt Tucholsky in einigen seiner Gedichte der toten Soldaten erinnern wird) prognostizierte der österreichische Autor für sich:

Dann ist der Krieg aufs neu ihm nah
 Mit all der ungeheuren Pein.
 Was Not mit tausend Augen sah,
 Er duldet's nun allein.

Mit solch einer kontemplativen Gesinnung wollte sich Walter Hasenclever auf dem Weg zum »politischen Dichter« nicht bescheiden, weshalb er fordernde Töne anschlug, als er die Zahl »1917« als Titel über sein Gedicht schrieb:

Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.
 Brenne weiter am Stahl der Einsamkeit.
 Glaub nicht, wenn Du liest auf Deinem Papier,
 Ein Mensch ist getötet, er gleicht nicht Dir.
 Glaub nicht, wenn Du siehst den entsetzlichen Zug
 Einer Mutter, die ihre Kleinen trug.
 Aus dem rauchenden Kessel der brüllenden Schlacht,
 Das Unglück ist nicht von Dir gemacht.

Zweimal beginnen die Strophen mit der Eingangsformel »Glaub nicht«, die an ein »Du« adressiert ist, das gewiss nicht nur einer Person gilt, die ihre Hände in Unschuld waschen will. Hier wird Gewissensprüfung eingefordert, die keine Ausreden zulässt.

Dem Wachhalten folgt der Ruf zum Hervortreten im zweiten Gedichtteil:

Tritt mit der Posaune des Jüngsten Gerichts
 Hervor, o Mensch, aus tobendem Nichts!
 Wenn die Schergen Dich schleppen aufs Schafott,
 Halte fest die Macht! Vertrau auf Gott:
 Daß in der Menschen Mord, Verrat,
 Einst wieder leuchte die gute Tat;
 Des Herzens Kraft, der Edlen Sinn
 Schweb am gestirnten Himmel hin.
 [...]
 Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.
 Brenne weiter, Flamme! Es naht die Zeit.

»Es naht die Zeit«, die, wenn nach der »Posaune des Jüngsten Gerichts« gerufen wird, eine Endzeit sein könnte, von der Hasenclever dennoch hofft, dass dann »des Herzens Kraft, der Edlen Sinn« wieder sprechen werden. In seinem ebenfalls 1917 geschriebenen Gedicht »Die Mörder sitzen in der Oper« wird er die Kriegsschuldigen anklagen.

In Johannes R. Bechers »Gedichte an ein Volk« ist mehreren die Zahl 1917 vorangestellt. In einem steht sie allein für sich. Es ist ein mehrstrophiges Großgedicht, in dem zwei Temperamente dominieren: Anklage und Appell:

Verflucht ihr Räuber! Falscher Bluthund! Geier!
 Ihr schmeißt die Brüder in Moräste Kot.
 Ihr klopft die Schädel auf mit Bomben Schmeißen.
 Erzener Pfeile aus den Lüften. Stoß!
 [...]
 Springt auf o Brüder! Alle! Ungezählte!
 Kerker zerstampfend. Hah! Löscher des Schreis.
 Schüttelt Haar-Wellblech-Dach Kot-Pfützen frei.
 Vorwärts Brüder: Nacht-Raum wälzend! –:
 Zerschwäler!!

Verfluchung und Ermutigung sind hier wieder in hochpathetischer Sprache auf zwei Personengruppen bezogen, die als politische Akteure zu erkennen sind: die kriegsbestimmenden Mächtigen und die »Brüder«, die sich in Wortausbrüchen artikulieren, aber noch nicht zur Revolution aufrufen.

Dazu bedurfte es realer Erfahrungen wie sie Carl Zuckmayer, einst freiwillig und begeistert in den Krieg gezogen, nach mehreren Frontjahren in seinem Gedicht »1917« zur Sprache bringt:

Ich habe sieben Tage nichts gegessen
 Und einem Manne in die Stirn geknallt.
 Mein Schienbein ist von Läuseschiß zerfressen –
 Heut bin ich einundzwanzig Jahre alt.
 Bin ich betrunken, schlag ich in die Fressen
 Den Bleichgesichtern – mein Gesang ist Wut –
 Wo ich mich kratze, springt ein jaches Blut.
 Es sproßt mein Haar wie junge Gartenkressen.
 So nehm ich meinen Samen in die Hände:
 »Europas Zukunft – schwarzgekörnter Laich!
 Ein Gott ersäuft im schlammigen Kröteneteich!«
 Und scheiße mein Vermächtnis an die Wände –!!

Ist es hier noch der aus Verzweiflung und Verrohung kommende Zynismus, der sich nicht mehr zurückhalten lässt, vermag der nicht im Graben geschundene (aber friedienstiftende Reden haltende) Franz Werfel in seiner Gläubigkeit schon einen »Revolutions-Aufruf« zu dichten, in dem ein Weg aus der Kriegsmisere gewiesen werden kann:

Komm Sintflut der Seele, Schmerz, endloser Strahl!
 Zertrümmre die Pfähle, den Damm und das Tal!
 Brich aus Eisenkehle! Dröhne du Stimme von Stahl!

Blödes Verschweinen! Behaglicher Sinn,
 Geh mir mit deinem toten Ich bin!
 Ach nur das Weinen reißt uns zum Reinen hin.

Laß nur die Mächte treten den Nacken dir,
 Stemmt auch das Schlechte zahllose Zacken dir,
 Sieh, das Gerechte feurig fährt aus den Schlacken dir.

Wachsend erkenne das Vermaledeit!
 Brüllend verbrenne im Wasser und Feuer-Leid!
 Renne renne renne gegen die alte, elende Zeit!!

Rennen ist hier nicht als Flucht aus dem Feuer der Schlacht gemeint, sondern meint die gestiegene innere Temperatur von Menschen, die sie zu Taten fähig werden lassen, wie sie ein Umsturz herausfordert, so wie er auch in Friedrich Wolfs Gedicht »Brennen, verbrennen, leuchten!« ausgerufen wird:

Licht, Licht, und wenn es Feuer wäre!
 Laßt uns die Stirnen erheben die feuchten,
 Vom düstern Moderschlaf gebleichten,
 Wir spüren bei allen Verwesungsdüften
 Den jungen Morgenwind in den Lüften.
 Auf Brüder – und ob es uns verzehre –,
 Wir wollen brennen, verbrennen, leuchten!

Gleichsam symbolisch wurde das deutsche Kaiserreich vorausschauend schon im Frühjahr 1918 zu Grabe getragen, als die letzte militärische Offensive Ludendorffs begann und ein Zwanzigjähriger sich erdreistete, dieses Debakel am Beispiel eines Soldaten vorzuführen, den der Kaiser aus dem Grab heraus noch einmal zur Front beordert. Das geschieht in Bertolt Brechts »Legende vom toten Soldaten«, mit der die »Große Zeit« der vollmundigen Kriegsdichter endet. Ihr konnte nun nur noch satirisch begegnet werden:

Und als der Krieg im vierten Lenz
Keinen Ausblick auf Frieden bot
Da zog der Soldat seine Konsequenz
Und starb den Heldentod.

Weil er zu früh gestorben ist, muss er zur Strafe noch einmal an die Front, um dem Vaterland zu dienen. Wie das geschieht, wird als grotesker Aufzug in Szene gesetzt, der an jene Tage im August 1914 erinnert, als dies unter Jubelrufen vor sich ging. Nun müssen eine Ärztkommission, »ein Pfaffe« und einer jener Herren, die immer noch siegen wollen, dies bewerkstelligen:

Ein Herr im Frack schritt auch voran
Mit einer gestärkten Brust
Der war sich als ein deutscher Mann
Seiner Pflicht genau bewußt.

Das Morgenrot, das Brecht in der letzten Strophe leuchten lässt, erlebt der zum zweiten Mal gestorbene Soldat freilich nicht mehr, denn er hat getan, was der Kaiser von ihm verlangt hat:

Die Sterne sind nicht immer da.
Es kommt ein Morgenrot.
Doch der Soldat, so wie er's gelernt
Zieht in den Heldentod.

Nur Richard Dehmel blieb bis in die letzten Kriegswochen hinein »eisern« und war offenbar bereit, sein Leben noch einmal in die Schanze zu schlagen. Für eine Frau wie Käthe Kollwitz, die ihren Sohn schon in den ersten Kriegstagen verloren hatte, war dies ein Grund mehr, in einem offenen Brief Dehmel ihre Meinung kundzutun und ihn an den Ausspruch zu erinnern: »Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden«. Am 30. Oktober 1918 gab sie den Wortlaut ihres Briefes in ihrem Tagebuch wieder:

Richard Dehmel veröffentlicht im »Vorwärts« vom 22. Oktober einen Aufruf: »Einzige Rettung«. Er appelliert an die Freiwilligkeit der kriegstauglichen Männer. Einem Aufruf der obersten Verteidigungsinstanz, meint er, würde nach Ausscheidung der »Memmen« eine kleine, desto auserwähltere Schar todbereiter Männer sich stellen, und Deutschlands Ehre würde durch diese gerettet werden.

Käthe Kollwitz entgegnete darauf:

Ich wende mich hiermit gegen Richard Dehmel. Ich vermute wie er, daß einem solchen Appell an die Ehre eine auserlesene Schar Folge leisten würde. Und zwar wieder wie im Herbst 1914 in der Hauptsache aus Deutschlands Jugend bestehend, soweit dieselbe noch in Frage kommt. Das Resultat würde höchstwahrscheinlich sein, daß diese Opferebenen tatsächlich hingeopfert würden, und daß dann – nach dem täglichen Blutverlust dieser vier Jahre – Deutschland eben verblutet ist. Was dann im Lande bliebe, wäre nach Dehmels eigener Schlußfolgerung nicht mehr die Kernkraft Deutschlands. Diese läge eben auf den Schlachtfeldern. Meiner Meinung nach aber wäre ein solcher Verlust für Deutschland *viel schlimmer und unersetzlicher als der Verlust ganzer Provinzen.*

Damit erwies sich Dehmel als der ausdauerndste Bellizist unter den deutschen Schriftstellern, der in diesem Krieg das erste Wort – es war 1914 als Brief an seine Kinder erschienen, denen er erklärte, weshalb es ihn an die Front zog – und das letzte für sich in Anspruch nehmen konnte. Er starb zwei Jahre nach Kriegsende 1920.

Das jugendliche Pendant zu Dehmels Notruf lieferte der neunzehnjährige Rainer Schlösser mit seinem »Oktober 1918« überschriebenen Gedicht, das Ernst Volkmann 1934 wieder ans Tageslicht beförderte (es war 1924 im Zyklus »Das Lied vom Stahlhelm« erschienen) und dazu noch mit einem Gedicht aus der Feder von Rudolf Heß den Beweis antreten konnte, dass deren Verfasser nicht nur ihrem Lebenslauf nach 1933 ihre Karriere im NS-Staat starteten: Schlösser als »Reichsdramaturg« unter Joseph Goebbels, Heß als Stellvertreter Hitlers. In Schlössers Gedicht wird verbal bereits der Weg markiert, der nicht wenige Kriegsteilnehmer schon in den zwanziger Jahren mit der Hitler-Partei in Verbindung brachte, gegründet auf politische Begriffe, wie sie in Schlössers Gedicht verlautbart werden:

Und wenn wir weichen bis zum deutschen Rhein,
 und wenn wir weichen bis nach Deutschlands Mitte,
 und wenn wir weichen, bis der stolze Brite
 uns vor sich hertrieb tief gen Ost hinein:

Wir streiten zäh um Nichtsein oder Sein!
 Wir streiten treu, nach deutscher Mannessitte!
 Wir streiten! Heimat, höre unsre Bitte:
 Setz dich wie wir für unsre Zukunft ein.

Und sende uns dein letztes Aufgebot.
 Das Höchste, deine Scholle, ist bedroht.
 Der Zorn der Feinde darf sie nicht verheeren.

Stolz soll im schlimmsten Sturm das Banner wehn!
 Es überdecke, wenn wir untergehn,
 ein Massengrab mit kriegerischen Ehren.

So unbestreitbar mit der militärischen Niederlage Deutschlands und nachfolgend der Proklamation zur Republik ein Schlusspunkt unter die seit 1870/1871 währende wilhelminische Ära gesetzt wurde, so offenkundig ist auch, dass sich die Folgen und Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs bis zum Jahr 1933 und darüber hinaus auf unterschiedliche Weise manifestierten und Kontinuitätslinien die Jahre der Weimarer Republik zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg miteinander verbinden. Peter Sprengel hat es mit einer Tagebucheintragung Gerhart Hauptmanns belegt:

Wie stark Hauptmann auf das Trauma von 1918 fixiert, wie stark er vielleicht auch von der NS-Propaganda beeindruckt ist, die Hitlers Welteroberungspläne als Korrektur des Friedensschlusses von Versailles tarnte, zeigt sein Tagebucheintrag vom 28. Juni 1940, der direkt auf den Tag des ersten Waffenstillstands von Compiègne Bezug nimmt: ›Welche ungeheure Entwicklung seit 11. Nov[ember] 1918: wie Phantasien eines rasenden Dichters, der in Nationalismus rast – Aber nun –: seine Träume würden hinter den Tatsachen zurückbleiben. Deutschland steht vor der Weltherrschaft, jedenfalls von Europa unter deutscher Führung. Ich, damals mit zertreten, mehr als ich Wort haben wollte – sehe die Häfen von Narvik, die d[es] Kanal[s] u[nd] an Frankreichs atlantischer Küste bis zur Grenze Spaniens in deutscher Hand und ein einziger, übermenschlicher Wille, der Wille Hitlers, hat es bewirkt.‹ Wenige Zeilen später spricht Hauptmann von ›Adolf Hitlers Weltgenien« als geschichtsbildender Kraft.

So reihte er sich in die Phalanx jener Kriegsdichter ein, die von 1933 an wieder up to date waren und ihre Wiederkehr feiern konnten: Karl Bröger, Hermann Claudius, Agnes Miegel und Ina Seidel. Mit Adolf Bartels, der 1918 schon mit ›Deutschvölkischen Gedichten« seine künftige Stellung im Literaturbetrieb markiert hatte, trat zugleich ein Literaturhistoriker an ihre Seite. Während Rudolf Alexander Schröder zur Kenntnis nehmen musste, dass sein 1914 geschriebenes Gedicht ›Heilig Vaterland« als ›Deutscher Schwur« firmierte und auf national-sozialistischen Veranstaltungen rezitiert wurde.

Josef Luitpold Sterns 1915 publizierte Annahme, dass ›die Forscher, die nach uns kommen, manches Gesetz des dichterischen Schaffens aufspüren« werden, bewahrheitete sich erstmals 1918, als Alfred Polgar noch einmal

einen Blick auf die literarische Landschaft der Kriegsdichter warf und »vier Spielarten« von Gedichten feststellte:

die Sänger und Besinger des Kriegs,
 die lyrischen Betrachter,
 die Protestler,
 die Schweigenden.

Die Gruppe der in der Überschrift genannten »lyrischen Betrachter«, die ihm offenbar erst im letzten Kriegsjahr aufgefallen ist, hält er für die »schlimmste Spezies«:

Ihre Wehmut begeilt sich am Jammer der Welt. Aus dem Unflat des Geschehens destillieren sie Süßigkeit für ihr naschhaftes Herz.

Am Rande des Blutmeers trauerlustwandelnd, sehen sie nicht das Blut, sondern das Meer. Die Majestät des Meeres. Und beginnen, ob seiner Größe und Bewegung, in Ergriffenheit zu zwitschern.

Sie sehen nicht die Toten im Würmerbezirk, sondern das schwermütige Kreuzarrangement auf den Gräbern.

Sie riechen nicht die Verwesung, sondern den Duft der Blümchen, sprießend aus aasgedüngtem Boden.

Ihre Ohren zerreißt nicht der Schrei der Gemarterten: aber die Stille nach verklungenem Schrei träufelt Mollmelodie in ihr Gemüt.

Es kann Stern und Polgar – sie einmal als fiktive Gesprächspartner angenommen – überlassen bleiben, ob die 1915 porträtierten »Sänger und Besinger des Kriegs« oder die »lyrischen Betrachter« von 1918 die »schlimmsten« sind und ob Stern Polgars Wertung zustimmen könnte:

Viel ärger als die wilden Barden sind die milden Elegiker.
 Viel ärger als die Fahnschwinger sind die Florschwinger.
 Viel ärger als die Trompeter sind die Harfenisten.
 Äußerstes Mißtrauen gegen die Dichter, die der Krieg zum Dichten »anregt«!

Es ist letztlich die Zeitspanne von 1914 bis 1918, aus der sich die Stimm-Modulation der Kriegsdichter erklärt.

Dabei wäre die Polgarsche Dichter-Typologie mit dem Blick nach Berlin noch um eine Figuration zu bereichern. Der in die Schweiz emigrierte Hugo Ball, der wie Ernst Bloch in der in Bern erscheinenden »Freien Zeitung« publizierte, machte noch eine andere Sorte von Schriftstellern aus, die er die »Fingerfertigen« nannte, weil sich einige von ihnen 1914 im Aufruf »An die Kulturwelt« schon hervorgetan hatten. Über sie schrieb er:

Sie wittern die Konjunktur und wollen nun in Menschlichkeit machen, wie sie vier Jahre lang in Militarismus und Völkerhaß gemacht haben. Es genügt, hier daran zu erinnern, daß Herr Walter Bloem in seinem »Eisernen Jahr« den Krieg verherrlichte, daß Paul Oskar Höcker nicht nur Redakteur am »Daheim«, sondern auch Verfasser der schamlosen Schrift »An der Spitze meiner Kompagnie« in Flandern ist, daß Hermann Sudermann sogar dithyrambisch in den ersten Kriegswochen 1914 in die Scherlschen Wochen kam. Also nur diese drei Beispiele für viele! Verbrenne die alte Zeit, komme nicht wieder mit solchen Geisteshelden, die dich vor beiden Hemisphären auf ewig blamiert haben, sonst bist du für alle Zeiten verloren, deutsches Volk!

Ludwig Rubiner hatte schon 1914 für diese Dichter eine treffende Bezeichnung parat: »Konjunkturbuben«.

IV.

Literarisch-politischer Nachkrieg im Spannungsfeld von Massengrab und Triumphbogen

Am 11. November 1918 endete der Krieg zwar im militärischen Sinn an den Fronten Europas, doch in seinen Folgen für die einzelnen Länder und deren Bevölkerung blieb er noch lange gegenwärtig: in Deutschland im Übergang zur Novemberrevolution und den damit einhergehenden Gewalt- und Mordexzessen, den vom Versailler Vertrag auferlegten Kriegslasten materieller Natur und nicht zuletzt in Gestalt der körperlichen und seelisch verwundeten Heimkehrer, die nun die Städte bevölkerten und dem Krieg noch einmal ein Gesicht gaben. Die bei Kriegsbeginn eliminiert scheinenden sozialen Konflikte brachen – schon im Verlauf des Krieges einsetzend – wieder auf und wurden kämpferisch ausgetragen.

Hatte es in den ersten Kriegsjahren genügt, Opposition gegen das Kaiserreich und seine Kriegspolitik im Gewand des Pazifismus vorzutragen, sahen sich die Opponenten von einst nun genötigt, ihre Haltung neu zu bestimmen und Wege eines politischen Aktivismus zu finden, die den nachrevolutionären Zuständen gewachsen waren.

Heinrich Mann entwarf in seinem Aufsatz »Kaiserreich und Republik« eine hoffnungsträchtige Perspektive für die Nachkriegsjahre:

Wir sind mächtig, weil heute für uns der Geist zeugt, wenn anders wir ihn von Herzen bekennen und unsere soziale Demokratie auf ihn taufen. Die Revolution, noch Unbelehrte, war nicht unnütz, wenn sie das wahre Deutschland, das verschüttet war, freilegt.

Dieser Erwartung stand jedoch wenige Jahre später schon ein ganz anderes Zukunftskonzept gegenüber, wie es Ernst Jünger in seinem Buch »Der Kampf als inneres Erlebnis« und als Programm für den von ihm geplanten »Aufmarsch« proklamierte, Jahre darauf dann schon als »neuer Nationalismus« vor allem von den um ihn gescharten Kriegskameraden und Geistesverwandten verfochten. 1926 war im Vorwort des Herausgebers Ernst Jünger für die Schriftenreihe »Der Aufmarsch« zu lesen:

Wir nennen uns Nationalisten – dieses Wort ist uns durch den Haß des gebildeten und ungebildeten Pöbels, durch das Heer der Opportunisten des Geistes und der Materie geweiht. [...] Der Vater dieses Nationalismus ist der Krieg. Was unsere Literaten und Intellektuellen darüber zu sagen haben, ist für uns ohne Belang. Der Krieg ist ein Erlebnis des Blutes, daher ist nur das von Bedeutung, was Männer über ihn zu sagen haben.

In diesem Spannungsfeld wurden in den Jahren der Weimarer Republik die auf den zurückliegenden Krieg zentrierten geistigen Kämpfe unter den Literaten und Publizisten ausgetragen, wobei sich die Pazifisten von einst – personifiziert in Johannes R. Becher – ebenso neu positionierten, wie sich andere Autoren zu ihnen gesellten, die wie Kurt Tucholsky, Erich Kästner und Erich Weinert eine andere Sprache pflegten als die expressionistische Generation ein Jahrzehnt zuvor. Mit Alfred Polgar, Joseph Roth und Egon Erwin Kisch fanden sich kritische Mitstreiter ein, die bereit waren, gegen den von Ernst Jünger propagierten »Nationalismus« Front zu machen. Sie brachten zur Sprache, was der Erste Weltkrieg allein an Menschenleben gekostet hat, indem sie an die in Massengräbern liegenden Toten erinnerten und sich zugleich mit jenen Politikern anlegten, die ihren Toten mit einem »Triumphbogen« Ruhm und Ehre erweisen zu können glaubten.

Dabei geht der Rückruf der Kriegstoten mit unterschiedlichen Herangehensweisen einher. Während Alfred Polgar gleichsam nachtragend die Toten danach befragt (im Grunde dafür kritisiert), ob sich der Sinn ihres Lebens im Soldatentod erfüllt habe, sind die toten Krieger bei Tucholsky die Ankläger, die post mortem Rechenschaft von denen verlangen, die sie ins Massengrab geschickt haben. Darin eher dem Gedicht »Die Mörder sitzen in der Oper« von Walter Hasenclever folgend, der dieses Gedicht schon 1917 schrieb.

Andere Autoren wie Joseph Roth versprachen sich von nüchternen Opferzahlen Wirkung, die sie mit der Präsenz von Kriegskrüppeln in der Öffentlichkeit wie im Roman »Die Rebellion« veranschaulichten, so wie es Otto Dix mit einigen seiner Zeichnungen auf visuelle Weise gelang. Darin von der Wirkung her noch übertroffen von Filmen wie »Westfront« und »Im Westen nichts Neues«, dem sogleich mit Zensur und Verbot staatlicherseits begegnet wurde.

Das Totengedenken war schon während der Kriegsjahre zu einem Feld der politischen Kontroversen geworden, an denen auch die Schriftsteller beteiligt

waren. Damit hatte Iwan Goll schon 1916 begonnen, als er sein »Requiem für die Gefallenen von Europa« schrieb, das er Romain Rolland widmete. Im Eingangsrezitativ erklärt er sich dazu:

Klagen will ich über den Auszug der Männer aus ihrer Zeit;
 Klagen über die Frauen, deren zwitscherndes Herz nun schreit;
 Alle Klagen will ich sammeln und widersagen,
 Wenn die Witwen unter surrender Lampe ans bedrängte Mieder sich schlagen.
 Ich höre die Kinder mit blonder Stimme vor Schlafengehn nach dem Vätergott
 fragen;
 Auf allen Gesimsen seh' ich Photographien mit Efeu, lächelnd der Vergangenheit
 treu;

[...]

In allen Städten schlagen die Glocken tiefer, denn immer ist jetzt einer,
 den eine Kugel zur Erde schlug;
 In allen Herzen ist eine Klage,
 Ich höre sie lauter alle Tage.

Von patriotischem Totenkult am weitesten entfernt verliefen die Gedenkstunden, in denen Schriftsteller wie Hugo Ball auf seinen Freund Hans Leybold und Kurt Hiller auf Ernst Wilhelm Lotz Reden hielten. Der frühe Tod von Ernst Stadler und Georg Trakl im Herbst 1914 rief ebenfalls – in diesem Fall gleich mehrere – Freunde auf den Plan, die in Gedichten dem Leben und Sterben der Gefallenen einen Gedenkstein setzten. Rudolf Leonhard tat es mit dem Gedicht »Auf Stadlers Grab«:

Ich weiß nicht, wo er liegt. Ich weiß nicht, wo er fiel.
 Er lag vielleicht schon, mit gefalteten Brauen
 Auf einen Feind, den er liebte, zu schauen?
 Ich weiß nicht: wand er sich im Krampf? Wars Traum und Spiel?
 Ich weiß nur: viele Herzen sind verwaist.
 Und weiß: wenn wer nach seinem Grabe fragt,
 Da keine Säule unter Kreuze ragt,
 Seine Stimme besteht und sagt:
 Nichts ist vergänglich. Hart besteht der Geist.

Dieses Gedicht wurde im Umfeld des 1916 erschienenen Almanachs »Vom jüngsten Tag« im Kurt Wolff Verlag in Leipzig veröffentlicht, der mit Gedichten von Ernst Stadler, Georg Trakl und Georg Heym eröffnet wurde und im nachfolgenden »Drei Tote« überschriebenen Teil des Buches unter zahlreichen Lyrikern auch Rudolf Leonhard zu Wort kommen lässt.

Ein Jahr zuvor war in der Berliner Zeitschrift »Die Aktion« ein Gedicht von Ludwig Bäumer mit dem Titel »Den Gefallenen der Aktion« erschienen, das an Hans Leybold, den Franzosen Charles Péguy und Ernst Stadler erinnert und deren Tod als ein »entsetzendstes Entsetzen« imaginiert:

O! Und der Gedanke an Verlust! Entsetzendstes Entsetzen!
 Wie er euch hochriß aus euren braunen Wunden.
 Ihr habt geschrien und eure Arme aus den Gelenken gewunden,
 Sie der Flucht aus euch hinterherzuhetzen.

Am Ende des Krieges reichte die Totenliste von Hans Leybold (gefallen am 8. September 1914) bis zu Gerrit Engelke (gefallen am 13. Oktober 1918). Es sind insgesamt 27 Namen, deren ein Jahr später in einem »Buch der Toten« noch einmal gedacht wurde.

Im letzten Kriegsjahr war es schon an der Zeit, daran zu erinnern, wie viele Leben die mörderischen Schlachten an den Fronten gekostet haben, um zu verhindern, dass darüber sogleich in einer Friedensordnung, mit dem Wunsch all das zu vergessen, fortgelebt wird. Deshalb forderte Alfred Günther in Pfemferts »Aktion« zur »Rückkehr der Toten« auf, in der Schlussstrophe mit den Worten:

Brecht mit eurem Tod in unsre sanfterhellten Stuben!
 O bedroht, bedroht den Zorn der Väter, der Geliebten Zärtlichkeit!
 Die wir zerfleischend uns die Brust nach Schuld zergruben,
 Enden im Trommelfeuer eurer Wiederkunft befreit.

Als der Krieg zu Ende war, hatte sich der kritische Blick einiger Schriftsteller so weit geschärft, dass den Toten nicht mehr »Ruhet in Frieden« nachgerufen werden konnte. So in Alfred Polgars »Rede, leider nie gehalten am Grabe der Opfer«, denen nun einige beunruhigende Wahrheiten gesagt werden:

Da kann ich Euch vor allem nicht verhehlen, daß Ihr furchtbare Narren wart, als Ihr um einer »Sache« willen Euch opfertet, daß Ihr eine grenzenlose, greuliche, in der Tat todeswürdige Dummheit begingt, als Ihr das Leben wegwarf gerade um dessentwillen, was es Euch lebenswert machte, als Ihr, Sinnlose, um den Inhalt zu retten, ausgerechnet das Gefäß zerschlugt, das diesen Inhalt faßte und hütete. [...] Ihr habt der »Idee«, für die Ihr lebtet, furchtbar geschadet, als Ihr für sie starbt, denn Euer Tod dient ihr bestenfalls als Zierart, als pathetischer Aufputz, indes Euer Leben ihr als wirkende Kraft diente, als Stein und Stufe zum Bau, als Geist und Hand und Willen und Leidenschaft.

Auf die damalige Nachwelt bezogen, warnt Polgar hernach vor absehbarer Vereinnahmung zu politischen Zwecken:

Die Mitkämpfer beruhigen Euch, Ihr wäret nicht vergeblich gestorben, und sich, ohne Menschenopfer gäbe es nun einmal kein Aufwärts der Menschendinge. Vielleicht trifft das zu. Aber ich glaube, in eine wirklich höhere Phase der Entwicklung wird das allgemeine Spiel erst getreten sein, wenn die Streiter sich der geopfert Kameraden schämen, nicht sich ihrer rühmen, wenn sie die Grüfte bekränzen werden, weil keiner drinliegt, und der Kult der gefallenen Opfer abgelöst sein wird vom Kult der leeren Gräber.

In den Jahren nach 1918 wandelten sich mit der kritischen Sicht auf den Krieg einhergehend merkbar Wort und Begriff »Bruder« und »Brüderlichkeit«. Ging es in den ersten Kriegsjahren darum, Friedensgesinnung kundzutun und eine alle Menschen verbindende existentiell gegründete Gemeinsamkeit zu demonstrieren, die sowohl auf Gotteskindschaft wie auf Geistesbrüderschaft beruht und damit gegen das gängige nationale, ethnische und politische und später völkische Gemeinschaftspostulat zu opponieren (so wie Ludwig Rubiner den militärisch formierten Kriegskameradschaftsbegriff in »Kameraden der Menschheit« umwidmete).

In den Tagen der Novemberrevolution nahm das Wort »Bruder« ohnehin eine neue Bedeutung an: den des politisch Verbündeten, und in den zwanziger Jahren, nun im marxistischen Sinn auf die Arbeiter bezogen, den der Klassenbruderschaft, wie er in Bertolt Brechts »Solidaritätslied« zu hören ist.

Dieser Wandel hat einen Grund zudem in einem Paradigmawechsel in der Literatur, wie ihn Iwan Goll 1921 mit der Überschrift »Der Expressionismus stirbt« konstatierte:

Was aller Orten gemunkelt, belächelt, geahnt wird, bestätigt sich: Wieder stirbt eine Kunst an der Zeit, die sie verrät. Ob die Schuld an der Kunst liegt oder an der Zeit, ist ohne Belang. Wollte man kritisch sein, so wäre allerdings nachweisbar, daß Expressionismus an jenem Revolutionsaas krepirt, dessen mütterliche Pythia er sein wollte.

Und dies erklärt das, nämlich: daß der ganze Expressionismus (1910–1920) nicht einer künstlerischen Form, sondern einer *Gesinnung* Name war. [...] Jawohl, mein guter Bruder Expressionist: Das Leben zu *ernst* zu nehmen, ist heute die Gefahr. Kampf ist zur Groteske geworden. Geist in dieser Schiebepoche Ulk.

Kurt Tucholsky war einer dieser Schriftsteller, die nicht genötigt waren, expressionistischen Ballast abzuwerfen, konnte sich wie Goll in seinem

Drama »Methusalem« sogleich satirisch auf die Nachkriegswirklichkeit einlassen und sich dabei der Mithilfe Lukians sicher sein:

Du lebst, Lucian! Was da: Kulissen!
 Wir haben zwar die Eisenbahn –
 doch auch dieselben Hurenkissen,
 dieselbe Seele, jäh zerrissen
 von Geld und Geist – du lebst, Lukian!
 Noch heut: das Pathos als Gewerbe
 verdeckt die Flecke auf dem Kleid.
 Wir brauchen dich. Und ist dein Erbe
 noch frei, wirfs in die große Zeit.

Du warst nicht von den sanften Schreibern.
 Du zogst sie splinternackend aus
 und zeigtest flink an ihren Leibern:
 es sieht bei Göttern und bei Weibern
 noch allemal der Bürger raus.
 Weil der, Lucian, weil der sie machte. –
 So schenk mir deinen Spöttermund!
 Die Flamme gib, die sturmentfachte!
 Heiß ich auch, weil ich immer lachte,
 ein frecher Hund!

Den Lukianschen Maßgaben zu folgen, hatte Tucholsky in den zwanziger Jahren mehrfach Anlass, denn der vergangene Krieg erwies sich für ihn als noch immer gegenwärtig, zumal er im Trubel von Inflation und Wirtschaftskrise in Vergessenheit geraten sollte und Friedhofsruhe angesagt war. Für Tucholsky eine Herausforderung, als Ruhestörer in Aktion zu treten, indem er vorführte, weshalb die Toten in ihren Gräbern keine Ruhe finden können. In dem Gedicht »Der schlaflose Tote« führte er es vor:

Da, wo das Grab war, schlief er nicht,
 er konnte da nicht schlafen;
 denn rechts war eine Zuckerfabrik
 und links ein Treidelhafen.
 So spukte er den überall umher.

Die folgenden Spuk-Orte sind politisch mit Bedacht gewählt: eine Kasernenwand, ein Kirchenchor, eine Redaktion, der Reichstag, ein Landgericht und schließlich die Wilhelmstraße:

Er spukte in der Wilhelm-Straße:
 Rayonchefs und Bürokraten,
 sowie die Commis der Diplomatie
 und ehemalige Soldaten.

Dafür bluten nachher sechzig Millionen.

In der Schlussstrophe wird offenbar, dass es sich bei diesem Toten um einen Wiedergänger handelt, gegen den kein chemisches Reinigungsmittel gewachsen ist. Mit der Wiederholung der Titelworte des Gedichts wird die Schlusspointe gesetzt, indem der weltliche Ruhewunsch des Vergessenmachens einer höheren Instanz angetragen wird, nun im Gebetston formuliert:

Ein schlafloser Toter weht durch die Welt –
 Gott gebe ihm ewige Ruhe!
 Amen.

Einige Wochen zuvor hatte Tucholsky 1925 die Toten im Chor in den Kalkgruben rumoren lassen und ihnen Stimme gegeben:

Unser Leib ist längst zerfallen.
 Ehemalige Hände krallen
 in den Kopf des Nebenmanns
 nach dem Tanz.
 Hoch am Licht, da sind zum Beten
 tausend Kreuze angetreten.
 Ein Gezischel läuft umher:
 »Der –?«

Mit der 1918 entstandenen »Legende vom toten Soldaten« von Brecht, haben die Gedichte von Kurt Tucholsky und Erich Kästner gemeinsam, dass auch bei ihnen die Toten noch einmal in Erscheinung treten und gleichsam auferstehen. Jetzt freilich nicht wie der befehlshörige Soldat im Gedicht von Brecht, sondern als Zeugen, Mahner und Ankläger. Sie treten nicht zufällig dort in Erscheinung, wo sie zu Tausenden unter der Erde begraben liegen, im Massengrab (bei Tucholsky) oder an jenen Orten, wo sie bei der Beräumung der Schlachtfelder – wie in Verdun geschehen – wieder an die Erdoberfläche befördert werden. In Erich Maria Remarques Erzählung »Schweigen um Verdun« und in Kästners Gedicht »Verdun, viele Jahre später« ist dort der Ort der Begegnung mit ihnen:

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.

Über die Schlachtfelder von Verdun
laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,
kehren Rippen und Köpfe zusammen
und verfrachten die Helden in Kisten.

Oben am Denkmal vom Douaumont
liegen zwölftausend Tote im Berge.
Und in den Kisten warten achttausend
Männer vergeblich auf passende Särge.

Die das Gedicht beschließenden drei Strophen führen zum ideellen Kern des Gedichts und lassen den Verfasser mit mahnender Stimme zu Wort kommen:

Diese Gegend ist kein Garten,
und erst recht kein Garten Eden.
Auf den Schlachtfeldern von Verdun
stehn die Toten auf und reden.

Anschließend an die biblische Überlieferung von der Auferstehung des Gottessohnes gibt Kästner denen noch einmal Sprache, die längst verstummt sind: »um die Lebenden zu warnen« wie es in der nachfolgenden Strophe heißt. Die letzte Strophe gibt die ganz auf die Jetztzeit bezogene Essenz des Gedichts:

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
wachsen Leichen als Vermächtnis.
Täglich sagt der Chor der Toten:
»Habt ein besseres Gedächtnis!«

Dass dieses »bessere Gedächtnis« einem Land gewünscht werden musste, in dem schon wieder »die Kanonen blühen«, hatte Kästner schon Jahre früher zu Papier gebracht und am 29. Oktober 1927 in der Zeitschrift »Das Tage-Buch« veröffentlicht. Auch diesmal mit einem erkennbaren Rückbezug auf einen anderen Text, der ihm das Reimwort »Zitronen« für »Kanonen« an die Hand gab. Das in diesem Goethe-Gedicht aus dem Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« beschriebene Land, wo »ein sanfter Wind vom blauen

Himmel weht«, liegt als eine Textfolie unter Kästners Deutschland-Bild der zwanziger Jahre, dem zu entnehmen ist, weshalb die Toten von Verdun ein »Vermächtnis« hinterlassen haben und weshalb sie »keine Ruhe« finden.

Dass Tucholsky und Kästner daran lag, die »Stimmen aus den Massengräbern« hörbar werden zu lassen, hat auch damit zu tun, wie die einst kriegsführenden Länder und deren Regierung daran gingen, den Toten dieses Krieges Denkmäler zu erbauen. Daran war besonders dem als Sieger hervorgegangenen Land gelegen, das den Tausenden Toten in Gestalt eines Namenlosen symbolisch die Ehre des Gedenkens erweisen wollte: mit dem Gedenkstein für den unbekanntem Soldaten am Arc de Triomphe in Paris. In seiner Monumentalität den in Deutschland erbauten Denkmälern vergleichbar, wie das Hermann-Denkmal einer gewonnenen Schlacht gewidmet, die in grauer Vorzeit stattgefunden hat. Es sind Bauten, deren Bestimmung den Siegern oblag, die sich damit in die Annalen der Geschichte einschreiben wollten für die Ewigkeit. Auch die grande nation hatte sich in ihrer Hauptstadt ein solches Ruhmesblatt in Stein ausgeschrieben.

Kein Zufall, dass daran jene deutschen Schriftsteller Anstoß nahmen, die auch in ihrem Land gegen solche Ehrbezeugungen die Stimme erhoben, indem sie anstelle des einen unbekanntem Soldaten die in Massen begrabenen ans Tageslicht zogen.

Alfred Polgar nahm sich das französische Denkmal 1924 in der Zeitschrift »Das Tage-Buch« vor:

Auf der Place des l'Etoile steht der mächtige Arc de Triomphe. Der »guide bleu« – der den Arc de Triomphe, weil er mit A beginnt, als Nummer eins in der Reihe der wichtigsten Profanbauten von Paris nennt (gleich hinter ihm kommt die Banque de Francs, obwohl die eigentlich in die religiösen Sachen eingereiht gehörte) –, der »guide bleu« teilt mit, daß die Fertigstellung des Triumphbogens, unter Louis-Philippe, 9 051 115 Francs gekostet hat. Da kann man nur sagen: Ausgerechnet. Triomphe, die einen Bogen bekommen, kosten aber nicht nur viel Geld, sondern auch viel Leben. Was das anlangt, waren die Vaterländer im letzten Weltkrieg nicht knauserig. Einige von ihnen haben dann, um an diese Splendiddität zu erinnern und um die Masse, das Kleinzeug ihrer Blutopfer, zu ehren, einen »Unbekanntem Soldaten«, gewissermaßen ein Stück bis zur völligen Unkenntlichkeit verbrauchter Scheidemünze der Währung Mensch, glorreich bestattet.

Nach diesem historischen Exkurs fährt der Publizist seinem Anliegen gemäß fort:

Die französische Republik legte ihren «soldat inconnu» unter den Triumphbogen auf dem Platz des Sterns. Eine Steinplatte, über der ein ewiges, gasgenährtes Feuerchen flammt, deckt die Gruft, ihre Inschrift besagt: «Ici repose un soldat français mort pour la patrie.»

Auf diese Inschrift hat es der Paris-Besucher im weiteren Text vor allem abgesehen. Sie ist es, die ihn zur Entgegnung heraus fordert:

«Mort pour la patrie» steht eingemeißelt auf der steinernen Platte. Wer weiß, ob das stimmt? Vielleicht sollte es richtiger heißen: Mort par la patrie.

Findet sich der Kritikpunkt hier in einem simplen Wortwechsel («par» anstelle von «pour»), holen Bertolt Brecht und Johannes R. Becher zu einer Fundamentalkritik in einigen ihrer Gedichte aus, die sie in den zwanziger Jahren schrieben.

Brechts zwei Gedichte auf den »Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen« finden sich zwar erst im 1933 erschienenen Gedichtband »Lieder, Gedichte, Chöre«, dort auf die »Legende vom toten Soldaten« folgend und mit den Jahreszahlen »1918–1933« markiert, umso sichtbarer in einen thematischen Zusammenhang gestellt, der im Kontext der in diesem Gedichtbuch veröffentlichten Texte ein politischer ist: nun im Rückblick auf die Jahre der Weimarer Republik bezogen, als Brecht das »Lied vom Klassenfeind« schrieb.

Brechts Sicht ist unschwer als eine planetarisch-historische zu erkennen, die – filmisch gesprochen – auf ein Totale aus ist, erkennbar daran, dass mit einem kollektiven »Wir« nicht die Protagonisten eines Landes allein sprechen, wenn es eingangs heißt:

Wir kamen von den Gebirgen und vom Weltmeer
Um ihn zu erschlagen.
Wir fingen ihn mit Stricken, langend
Von Moskau bis zur Stadt Marseille.
Wir stellten auf Kanonen, ihn erreichend
An jedem Punkt, wo er hinfliehen konnte.
Wenn er uns sah.

Der Diktion nach den »Fatzler-Texten« verpflichtet (und im Umfeld des Kinderbuchs »Die drei Soldaten« in den »Versuchen« angesiedelt) entstand auf diese Weise ein »Berliner Requiem«, worin der »unbekannte Soldat« als Opfer stilisiert wird, zunächst unabhängig von seiner nationalen Zugehörig-

keit, aber von der Zeitdauer her eindeutig bestimmt, wie sie in der zweiten Strophe angegeben wird, endend mit der Zeile:

So erschlugen wir ihn im vierten Jahr.

In der vierten Strophe wird der unbekannte Soldat so zugerichtet, dass er auch zu einem unkenntlichen wird, also »sein Gesicht verlor«, um ihn fortan als unbekannt zu bezeichnen.

Erst in der letzten Strophe bekommt der Text seine französische Note und rückt in den bei Polgar gegebenen Kontext ein:

Und gruben ihn aus unter dem Erz
Trugen ihn heim in unsere Stadt und
Begruben ihn unter Stein, und zwar einem Bogen, genannt
Bogen des Triumphs.
Welcher wog 1000 Zentner, daß
Der Unbekannte Soldat
Keinesfalls aufstünde am Tag des Gerichts
Und unkenntlich
Wandelte vor Gott
Dennoch wieder im Licht
Und bezeichnete uns Kenntliche
Zur Gerechtigkeit.

Es ist ein episch-chronikaler Gestus, der hier, ursprünglich für ein Requiem geschrieben, dem zeitlich noch nahen Geschehen eine planetarische Dimension gibt.

Im epischen Duktus ist auch das »Zweite Gedicht vom Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen« verfasst, dessen fortlaufende sechste Strophe das apostrophierende Sprechen beibehält und die Absicht der »Mörder« noch einmal hervorhebt:

Ihn zu hindern am Wiederkommen
Ist wahr, aber:
Er kommt nicht wieder.

Woraus in der Strophe 7 folgt:

Und sein Mund
Wird nicht reden am Jüngsten Gericht:
Es wird
Kein solches Gericht sein.

Die erzählte Geschichte vom »Unbekannten Soldaten« wird zu einer biblisch-familiären, die Auferstehung und Wiederkunft des Gottessohnes aufscheinen lässt, wenn der, dessen Wiederkehr seine »Mörder« verhindert haben, »Bruder« genannt wird und in der Schlussstrophe im Stil der »Bittgänge« der Brechtschen »Hauspostille« referiert wird:

Entfernt wenigstens
Diesen Stein über ihm
Denn dieses Triumphgeheul
Ist doch nicht nötig und macht
Uns Kummer, denn uns
Die wir den Erschlagenen
Schon vergessen hatten, erinnert er
Täglich aufs neue an euch, die ihr noch
Lebt und die ihr
Immer noch nicht erschlagen seid –
Warum denn nicht?

Klingt dieses Gedicht seiner Bestimmung gemäß an Kains Totschlag seines Bruders Abel erinnernd an, ist der »unbekannte Soldat« bei Johannes R. Becher nur ein Segment innerhalb eines ebenfalls ganz gegenwartsbezogenen Großtextes mit dem Titel »An diese Zeit«, dem man im Gedichtband »Der Leichnam auf dem Thron« begegnet. Auch der Becher-Text beginnt wie der Brecht mit einem mörderischen Auftakt:

KNIE AUF DIE BRUST!
Daumen ins Aug! –

und leitet dann in eine Szenerie über, in der die »Mörder« von einst bereits wieder up to date sind:

Mit Trommeln und Pauken,
Trompetenkorps,
Uniformglänzende Spaliere,
Mit Kränzen,
Widmungsschleifen,
Unter florbehängten Girlanden:
So stehen herum sie heute
Um das Grab des unbekanntes Soldaten.
Vollgefressen vom Leichenschmaus.
Der Papst selbst zelebriert die Feldmesse.

Es knallt der Präsentiermarsch.
 Die einen winseln:
 »Weltfrieden.«
 Die anderen heulen:
 »Rachekrieg«.

Der unbekannte Soldat spricht:

»Hinweg mit euch,
 Ihr Mördergesichter!
 Euere Heldenfeier
 Ist
 Leichenschändung.
 Ich komme schon herauf noch
 Von dort unten,
 Im schäbigen feldgrauen Rock,
 Durchgewetzt die Hose,
 Durchgescheuert an den Knien
 Bis auf den Knochen,
 Den Buckel vollgepackt mit dem Tornister,
 Einen stinkichten Tropfen Wasser
 In der Feldflasche,
 Der Sturmhelm durchlöchert,
 Schmutzigrot anlackiert
 Mit Blutspritzern,
 Der Mund voll Hunger,
 Irrsinnig vor Freude,
 Euch wiederzusehen,
 Gierig schlucken euch
 Meine Augenlöcher – – –

Becher setzt – anders als Brecht – seinen »unbekannten Soldaten« mit den typischen Attributen eines im Stellungskrieg aufgeriebenen Frontsoldaten in Szene, heimgesucht von den Plagen und Torturen eines Menschen, der seinem Tod entgegenseht. Aber auch ausgerüstet mit Zorn, Wut und Hass auf die, in denen er seine Mörder sieht, die mit »Trompeten und Pauken« erneut aufgezogen sind, sich seiner politisch zu bedienen: die Pazifisten gewiss in guter Absicht, um für den »Weltfrieden« zu werben, die andere Seite für den »Rachekrieg«, der in der Sprache der damaligen Politik »Revanchekrieg« genannt wurde. Ihnen hat der Dichter, an die Prosa-Beschreibungen Remarques erinnernd, Beruf und Namen gegeben und aus dem »internationalen Reisepublikum« herausgehoben:

Der Herr Bankdirektor
 Stochert mit seinem Spazierstock
 Im verwesten Menschenfleisch.
 »Hier kannst du noch sehen, Schatz –«
 Und der Herr Gutsbesitzer
 Fingert heraus aus dem Erdbrei
 Ein Häuflein verkohlter Rippenknochen.
 »Interessante Hochzeitsreise.«
 »Nettes Andenken.«

 Knie auf die Brust!
 Daumen ins Aug!

Es ist nicht nur der Gräbertourismus, den Becher als Zynismus und Beleidigung der Kriegstoten anprangert, sondern eine soziale und politische Anklage derer, die sich nur wenig von denen unterscheiden, die den »unbekannten Soldaten« als einen der Ihren auf den Denkmalssockel gehoben haben und in späteren Jahren mit einem »Heldengedenktag« ehren werden. Becher, der sich zum »kommunistisch Schreiben« bekennt, zielt mit seinem Zeitgedicht auf die herrschende Klasse, die in Adolf Hitler und seiner Partei 1933 ihren Anwalt finden wird.

Seitdem stehen die Kriegsdichter von einst im Licht der »nationalen Revolution« und werden als deren Vorkämpfer wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerufen und als Bestandteil der neuen Nationaldichtung präsentiert. 1934 erstmals innerhalb der von Heinz Kindermann im Leipziger Reclam Verlag geplanten »deutschen Literatur in Entwicklungsreihen« in dem Sammelband »Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918«, für die Ernst Volkmann als Herausgeber und Vorwortautor verantwortlich zeichnete.

Dass im »dritten Reich« mit Hilfe der Kriegsdichter wieder mobil gemacht wurde für neue kriegerische Vorhaben, wurde von den im Exil lebenden deutschen Antifaschisten unter den Schriftstellern nicht nur registriert. Rudolf Leonhard war es, der, wie in den Jahren des Ersten Weltkriegs die Gegenposition dazu zu Papier brachte. In seinem Aufsatz »Wir Kriegsdichter« schrieb er:

Am zehnten Oktober tagten in der deutschen Heimat die Kriegsdichter, alle, von A bis Z, von Alverdes (ist er nicht katholisch?) bis Zöberlein (wer kennt den?), alle, bis auf uns. Aber ich melde mich dennoch zum Wort, ich gehöre dazu: ich bin auch Kriegsteilnehmer, ich bin auch Kriegsdichter. Und wenn ich es wohl auch nicht im Sinne der

Herren Kriegsdichter von zuhause bin, wenn ich auch jüdischen Stammes, auf dem linken Flügel der Volksfront angesiedelt und überhaupt ein Untermensch bin, so müssten mich eigentlich auch die Herren Kriegsdichter von zuhause anerkennen: denn ich war Kriegsteilnehmer, freiwilliger Kriegsteilnehmer, und Kriegsdichter, erschütterter Kriegsdichter aus dem Übermass des Gefühls heraus, das sie »Volksgemeinschaft« nennen. [...] Diese Gedichte enthielten Fehler und Irrtümer, die ich bedauert und gebüsst habe, ich habe laut bekannt, dass es Irrtümer schändlicher Unwissenheit über den Zustand unsrer Welt waren, ich habe dieses Bekenntnis geschrien, so laut ich nur konnte. [...] Meine Freunde und ich, wir haben den Krieg erlebt, uns hat das Erlebnis Krieg in die Front des Lebens gestellt, in die Friedensfront: zum rückhaltlosen Kampfe für das Leben und gegen den Krieg. [...] Wenn Sie, meine Herren, noch Kriegsdichter sind, wenn Sie als Kriegsdichter sich treffen, dann treffen Sie sich nicht zur Erinnerung an den alten, sondern zum Zuspruch für den neuen Krieg. Denn Sie sind, samt Ihrer Dichtung, vor zwanzig Jahren stehen geblieben.

Mit der im skandinavischen Exil geschriebenen Kalendergeschichte »Der Soldat von La Ciotat« (ursprünglich für die »Flüchtlingsgespräche« vorgesehen) hat Brecht in Gestalt von Charles Louis Franchard in der südfranzösischen Stadt La Ciotat nicht nur das lebende Gegenbild zum »unbekannten Soldaten« in Paris aufgerichtet, der symbolisch unter dem Triumphbogen als begraben vorgestellt ist, er hat ihn im Angesicht des Zweiten Weltkriegs gleichsam zum Stellvertreter all der Krieger befördert, die für den Kriegsdienst missbraucht wurden. Nachdem mit dem Satz »Wir warfen eine Münze in den Teller, der neben dieser Tafel stand, und gingen kopfschüttelnd weiter« die Beschreibung des »Homme statue« aus dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen ist; reflektiert der Statuenbetrachter im Plural:

Hier also, dachten wir, steht er, bis an die Zähne bewaffnet, der unverwüsthche Soldat vieler Jahrtausende, er, mit dem Geschichte gemacht wurde, er, der alle diese großen Taten der Alexander, Cäsar, Napoleon ermöglichte, von denen wir in den Schullesebüchern lesen. Das ist er. Er zuckt nicht mit der Wimper. [...] Er besitzt die eben doch nicht so ungewöhnliche Fähigkeit, sich nichts anmerken zu lassen, wenn alle erdenklichen Werkzeuge der Vernichtung an ihm ausprobiert werden. Wie ein Stein, fühllos (sagt er), verharre er, wenn man ihn in den Tod schicke. Durchlöchert von Lanzen der verschiedensten Zeitalter, steinernen, bronzenen, eisernen, angefahren von Streitwagen, denen des Artaxerxes und denen des Generals Ludendorff, zertrampelt von den Elefanten des Hannibal und den Reitergeschwadern des Attila, zerschmettert von den fliegenden Erzstücken der immer vollkommeneren Geschütze mehrerer Jahrhunderte. [...] Die Ländereien, die er eroberte, nahm nicht er in Besitz, so wie der Maurer nicht das Haus bewohnt, das er gebaut hat. Noch gehörte ihm etwa das Land, das er verteidigte. Nicht

einmal seine Waffe oder seine Montur gehört ihm. Aber er steht, über sich den Todesregen der Flugzeuge und das brennende Pech der Stadtmauern, unter sich Mine und Fallgrube, um sich Pest und Gelkreuzgas, fleischerner Köder für Wurfspieß und Pfeil, Zielpunkt, Tankmatsch, Gaskocher, vor sich den Feind und hinter sich den General!

Die Krankheit, an der der in dieser Kalendergeschichte beschriebene Poilu leidet, ist eine weitaus folgenschwerere als die körperliche Erstarrung, die ihn zum «l'homme statue» gemacht hat:

Was für eine Verschüttung, dachten wir, ist das, der er diese Krankheit verdankt, diese furchtbare, ungeheuerliche, so überaus ansteckende Krankheit?

Sollte sie, fragten wir uns, nicht doch heilbar sein?

Diese Frage stellt sich im 21. Jahrhundert noch immer!

DOKUMENTARISCHER ANHANG



Fidus: Germania (1914)

Der Aufruf »An die Kulturwelt!« (4. Oktober 1914)

[[1]] AN DIE KULTURWELT!*

Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kultur erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der ehrene Mund der Ereignisse hat die Ausstreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkünderin der Wahrheit sein.

Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Oft genug hat Wilhelm II. in den 26 Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu nennen wagen, ist jahrzehntelang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. Erst als eine schon lange an den Grenzen lauernde Übermacht von drei Seiten über unser Volk herfiel, hat es sich erhoben wie ein Mann.

Es ist nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. Nachweislich waren Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuvorzukommen.

Es ist nicht wahr, daß eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder, allen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem

* Siehe (Klaus Böhme (Hrsg.): Aufrufe und Reden deutscher Professoren in Ersten Weltkrieg. Stuttgart 1975. S. 47–49 (Reclam Universal-Bibliothek Nr. 9787). – Siehe auch Jürgen von Ungern-Sternberg und Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf »An die Kulturwelt!«. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. 2., erw. Aufl. mit einem Beitrag von Trude Maurer. Frankfurt am Main [u. a.] 2013. S. 209–212 (Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien. Hrsg. von Heiko Haumann. Bd. 21).)

Hilterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Ärzte bei der Ausübung ihres Samariterwerkes ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. – Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört[[2]] worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgend jemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerks mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber tränkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dumdumgeschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serbe verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.

Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.

Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwinden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, daß sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die Ihr uns kennt, die Ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, Euch rufen wir zu:

Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.

Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre!

Adolf von Bayer, Exz. Professor der Chemie, München.

Prof. Peter Behrens, Berlin.

Emil von Behring, Exz., Professor der Medizin, Marburg.

Wilhelm von Bode, Exz. Generaldirektor der Kgl. Museen, Berlin.

Alois Brandl, Professor, Vorsitzender der Shakespeare-Gesellschaft, Berlin.

Lujo Brentano, Professor der Nationalökonomie, München.
Prof. Justus Brinkmann, Museumsdirektor, Hamburg.
Johannes Conrad, Professor der Nationalökonomie, Halle.
Franz von Defregger, München.
Richard Dehmel, Hamburg.
Adolf Deißmann, Professor der protest. Theologie, Berlin.
Prof. Wilhelm Dörpfeld, Berlin. |
[[3]] Friedrich von Duhn, Professor der Archäologie, Heidelberg.
Prof. Paul Ehrlich, Exz., Frankfurt a. Main.
Albert Ehrhard, Professor der kath. Theologie, Straßburg.
Karl Engler, Exz., Professor der Chemie, Karlsruhe.
Gerhard Esser, Professor der kath. Theologie, Bonn.
Rudolf Eucken, Professor der Philosophie, Jena.
Herbert Eulenberg, Kaiserswerth.
Heinrich Finke, Professor der Geschichte, Freiburg.
Emil Fischer, Exz., Professor der Chemie, Berlin.
Wilhelm Foerster, Professor der Astronomie, Berlin.
Ludwig Fulda, Berlin.
Eduard von Gebhardt, Düsseldorf.
J. J. de Groot, Professor der Ethnographie, Berlin.
Fritz Haber, Professor der Chemie, Berlin.
Ernst Haeckel, Exz., Professor der Zoologie, Jena.
Max Halbe, München.
Prof. Adolf von Harnack, Generaldirektor der Kgl. Bibliothek, Berlin.
Gerhard Hauptmann, Agnetendorf.
Karl Hauptmann, Schreiberhau.
Gustav Hellmann, Professor der Meteorologie, Berlin.
Wilhelm Herrmann, Professor der protest. Theologie, Marburg.
Andreas Heusler, Professor der nordischen Philologie, Berlin.
Adolf von Hildebrand, München.
Ludwig Hoffmann, Stadtbaumeister, Berlin.
Engelbert Humperdinck, Berlin.
Leopold Graf Kalckreuth, Präsident des Deutschen Künstlerbundes,
Eddelsen.
Arthur Kampf, Berlin.
Fritz Aug. v. Kaulbach, München.
Theodor Kipp, Professor der Jurisprudenz, Berlin.
Felix Klein, Professor der Mathematik, Göttingen.
Max Klinger, Leipzig.
Alois Knoepfler, Professor der Kirchengeschichte, München.

Anton Koch, Professor der kath. Theologie, Tübingen.
 Paul Laband, Exz., Professor der Jurisprudenz, Straßburg.
 Karl Lamprecht, Professor der Geschichte, Leipzig.
 Philipp Lenard, Professor der Physik, Heidelberg.
 Maximilian Lenz, Professor der Geschichte, Hamburg.
 Max Liebermann, Berlin.
 Franz von Liszt, Professor der Jurisprudenz, Berlin.
 Ludwig Manzel, Präsident der Akademie der Künste, Berlin.
 Josef Mausbach, Professor der kath. Theologie, Münster.
 Georg von Mayr, Professor der Staatswissenschaften, München. |
 [[4]] Sebastian Merkle, Professor der kath. Theologie, Würzburg.
 Eduard Meyer, Professor der Geschichte, Berlin.
 Heinrich Morf, Professor der romanischen Philologie, Berlin.
 Friedrich Naumann, Berlin.
 Albert Neisser, Professor der Medizin, Berlin.
 Walter Nernst, Professor der Physik, Berlin.
 Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie, Leipzig.
 Bruno Paul, Direktor der Kunstgewerbeschule, Berlin.
 Max Planck, Professor der Physik, Berlin.
 Albert Plehn, Professor der Medizin, Berlin.
 Georg Reicke, Berlin.
 Prof. Max Reinhardt, Direktor des Deutschen Theaters, Berlin.
 Aois Riehl, Professor der Philosophie, Berlin.
 Karl Robert, Professor der Archäologie, Halle.
 Wilhelm Röntgen, Exz., Professor der Physik, München.
 Max Rubner, Professor der Medizin, Berlin.
 Fritz Schaper, Berlin.
 Adolf von Schlatter, Professor der protest. Theologie, Tübingen.
 August Schmidlin, Professor der Kirchengeschichte, Münster.
 Gustav von Schmoller, Exz., Professor der Nationalökonomie, Berlin.
 Reinhold Seeberg, Professor der protest. Theologie, Berlin.
 Martin Spahn, Professor der Geschichte, Straßburg.
 Franz von Stuck, München.
 Hermann Sudermann, Berlin.
 Hans Thoma, Karlsruhe.
 Wilhelm Trübner, Karlsruhe.
 Karl Vollmöller, Stuttgart.
 Richard Voß, Berchtesgaden.
 Karl Voßler, Professor der romanischen Philologie, München.
 Siegfried Wagner, Bayreuth.

Wilhelm Waldeyer, Professor der Anatomie, Berlin.
 August von Wassermann, Professor der Medizin, Berlin.
 Felix von Weingartner.
 Theodor Wiegand, Museumsdirektor, Berlin.
 Wilhelm Wien, Professor der Physik, Würzburg.
 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Exz., Professor der Philologie,
 Berlin.
 Richard Willstätter, Professor der Chemie, Berlin.
 Wilhelm Windelband, Professor der Philosophie, Heidelberg.
 Wilhelm Wundt, Exz., Professor der Philosophie, Leipzig.]

1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. Ausgewählt von Julius Bab. [Heft] 1–12.

Berlin: Verlag Morawe & Scheffelt 1914–1919. [H.] 1. Aufbruch und Anfang. 1914. – [H.] 2. Zwischen den Schlachten. 1914. – [H.] 3. Der harte Herbst. 1914. – [H.] 4. Krieg auf Erden. 1914. – [H.] 5. Die lange Schlacht. 1914. – [H.] 6. Neue Jugend. 1915. – [H.] 7. Soldatenlachen. 1915. – [H.] 8. Durchs zweite Jahr. [1916.] – [H.] 9. Balladen. [1916.] – [H.] 10. Immer noch. [1916.] – [H.] 11. Nach tausend Tagen. [1918.] – [H.] 12. Das Ende. [1919.] Ausgenommen H. 1 (47) jeweils 48 S.

1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Band 1. Überarbeitete Gesamtausgabe von Heft 1–6 der Sammlung. Ausgewählt von Julius Bab. – 1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. »Zweiter Band«. Ausgewählt von Julius Bab.

Berlin: Verlag Morawe & Scheffelt [1918], [1919]. 400, 285 S.

Vorwort und Vorspruch

[zu »1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht«, Band 1]*

[3] Vorwort

Die große Schicksalsstunde des deutschen Volkes fand und findet in tausend und tausend dichterisch erregten Gemütern poetischen Widerhall. Wer die Kunst, diese ernsteste Klärungs-, Befreiungs-, Erhebungsarbeit aus dem Ganzen lebender Menschen nie mit dem gewissenlosen Spiel eitler Individuen verwechselt hat, dem wird dies Schauspiel ebenso schön wie selbstverständlich scheinen; was wäre ein deutscher Dichter, den nicht die Stunde singend erbeben machte, da sein deutsches Sein in die furchtbarste Frage gestellt wird? Ein anderes freilich ist es noch, den Antrieb einer großen Stunde rein fühlen und die Kraft besitzen, die diesem Gefühl das wirklich deckende Wort gibt. Nicht viele von den zahllosen Dichtern dieser Stunde vermochten den allgemeinen Gehalt der Zeit so mit menschlicher Eigenart zu durchdringen, daß das Besondere, Konkrete, Sinnlich-Lebendige einer künstlerischen Form zutage trat. Die meisten mußten sich mit Variationen altüberkommener poetischer Formen begnügen und konnten deshalb auch nicht das Neue sagen, das zu hören es uns drängte. Aber es kommt auf die wenigen an! – Die habe ich aus der großen Masse zu sammeln versucht, deren Wort dem schweifenden Gefühl die feste, beglückend neue und selbstverständliche Form zu geben vermag, deren menschliche Eigenart und Stärke dem Sinn aller nicht nur ein Echo, sondern eine Bereicherung, Führung, Mehrung gewährt. Auf diese Weise entsteht nicht etwa eine lückenlose Verschronik der Ereignisse – aber der innerste Lebenskern des handelnden Volkes wird sichtbar.

Die kleine Zahl dieser Gedichte wird einmal – mehr als alle Weißbücher und Zeitungen! – vor den Völkern zeugen für das, was die Deutschen empfanden und wollten in der Stunde, da eine Welt gegen sie aufbäumte. Diese Gedichte aber werden schon heute im Erleben des großen Kampfes vielen eine Quelle innerer Kräftigung und Klärung sein können. Deshalb wurde ihre völlige Sammlung und Ausgabe nicht verschoben bis ans Ende all der großen Dinge; sondern schon jetzt, wo die einzigartige Zeit des Aufbruchs beendet, ein bestimmter Stimmungskreis geschlossen ist, mag das erste Heft hinausgehen. Die andern werden in Abständen folgen, die der Ereignisse nicht vorherzuwissender Gang bestimmen muß.|

[4] Daß ich neben der eigentlichen Kunst-Dichtung wenigstens eine kleine Zahl im Volk entstandener handfest rüstiger Stücke aufnehmen konnte, war mir eine besondere Freude; diese ruppigen aber vollebendigen Verse treffen wahre Massenlaune sehr viel besser als die große Zahl der um rechte Vulgarität bemühten Literaten. Sie gestalten ihre Sänger leibhaftig vor uns und sind deshalb Kunst, wo jener Mühe nur Spiel bleibt. – Daß ich

* S. 3–5.

schließlich zu den reichsdeutschen Dokumenten eine Anzahl in Österreich-Ungarn entstandener deutscher Verse gesellt habe – das braucht heute viel weniger noch als sonst ein Wort der Rechtfertigung.

September 1914. J. B. |

|5| Vorspruch.

Als ich im Traum und Gesicht
Wie auf rasigem Berggipfel lag,
Jäh erbebte um mich das dämmrige Licht,
Und es brach an mein Ohr
Rufen vom Tag,
Aus Traum da sprang ich empor,
Warf von mir das schauende Dämmer.
Voll schaffender Städte weit,
Bebend von Rollen der Fahrten und Schlägen der Hämmer
Lag vor mir erschallende Zeit.
Aber hoch über das gelle Getos',
Wie ein Vogelstoß
Mir vorbei,
Schrie durch die Luft hin Schrei,
Und wieder,
Und wieder
Geschwader von Ruf und Schrei.
Und ich weiß nun: mich hat nicht das Stampfen und Brausen
aufgeschreckt,
Maschinen singen wie eiserne Mütter mich ein, –
Ich hör überm Land eine kommende Kriegszeit schrein,
Das hat mich geweckt.

Ernst Lissauer

Entstand 1912 als Prolog zu dem Buche »1813«. Zuerst gedruckt im »Zeitgeist«
am 24. August 1914. |

Die weißen Blätter. Eine Monatsschrift. Redigiert von Erik-Ernst Schwabach [seit 1915] von René Schickele. Jahrgang 1–7.

Leipzig: Verlag der Weißen Bücher 1913–1916; [seit Juli 1916] Zürich und Leipzig: Rascher & Cie.; [seit Juli 1918] Zürich: Verlag der Weißen Blätter; [seit August 1918] Bern-Bumpliz: Verlag der Weißen Blätter; [seit Februar 1919] Berlin: Verlag Paul Cassirer.

Jg. 1. 1913–1914. Nr. 1–11/12, September 1913–Juli/August 1914. – Jg. 2. 1915. H. 1–9, Januar–September. – Jg. 3. 1916. H. 1–9, Januar–September. – Jg. 4. 1917. H. 1–3, Januar–März 1917. – Jg. 5. 1918. H. 1–6, Juli–Dezember. – Jg. 6. 1919. H. 1–12, Januar–Dezember. – Jg. 7. 1920. H. 1–12, Januar–Dezember.

Im Januar 1915 übernahm René Schickele die Redaktion und Herausgabe der »Weißen Blätter«. Sie erschienen bis 1915 in Leipzig, 1916/1917 bei Rascher in Zürich, 1918 im Verlag der Weißen Blätter in Bern, 1919/1920 bei Paul Cassirer in Berlin. Mit Beiträgen u. a. von Paul Adler, Henri Barbusse, Gottfried Benn, Eduard Bernstein, Franz Blei, Max Brod, Martin Buber, Friedrich Burschell, Theodor Däubler, Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Carl Einstein, Friedrich Wilhelm Foerster, Leonhard Frank, S. Friedlaender, George Grosz, Ferdinand Hardekopf, Wilhelm Hausenstein, Hermann Hesse, Kurt Hiller, Annette Kolb, Paul Kornfeld, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Mechthild Lichnowsky, Heinrich Mann, Gustav Meyrink, Robert Musil, Otto Pick, Max Scheler, René Schickele, E. E. Schwabach, Ernst Stadler, Carl Sternheim, André Suarès, Theodor Tagger, Robert Walser, Ernst Weiß, Felix Weltsch, Franz Werfel, Alfred Wolfenstein, Paul Zech.

NEUER JAHRGANG DER
WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M

Die „Weißen Blätter“ haben mit dem Januarheft ihren zweiten Jahrgang begonnen. Vier Monate lang überließen die Zeitschrift und ihre Freunde einander den gewaltsam anstürmenden Ereignissen des Krieges. Sie wollen nun den unterbrochenen Weg wieder aufnehmen, der, wenn auch durch Schrecken, dennoch und vielleicht sogar klarer, als vorher zu sehen war, in ein neues Deutschland führt. Es dünkt ihnen schön, mitten im Krieg mit dem Wiederaufbau zu beginnen und zu helfen, den geistigen Sieg vorzubereiten. Die europäische Gemeinschaft scheint heute vollkommen zerstört — sollte es da nicht die Pflicht aller sein, die keine Waffen tragen, mit Bewußtsein bereits heute so zu leben, wie es nach dem Krieg die Pflicht eines jeden Deutschen sein wird? Wir treten ein für einen Imperialismus des Geistes, ob nun, nach einem Wort Kürnbergers, das Schwert dem Geist den Weg bereite, oder der Geist befestige, was das Schwert erobert hat, und drum können wir heute wiederholen, was in einer ersten Ankündigung unserer Zeitschrift gesagt wurde: „Die Weißen Blätter wenden sich an Leser, denen ein starkes Gefühl der Verantwortung und der opferheischenden Pflicht innewohnt.“ Wir hoffen auf ihre Unterstützung und werden uns bemühen, sie nicht zu enttäuschen.

Das FEBRUARHEFT, das am 1. Februar zur Ausgabe gelangte, enthält vollständig u. a.:

CARL STERNHEIMS

NEUES SCHAUSPIEL

1913

Diese meisterhafte Komödie, die den moralischen Zusammenbruch einer gewissen streberischen Bourgeoisie behandelt, wurde schon Monate vor Kriegsausbruch geschrieben und von Max Reinhardt für das Deutsche Theater angenommen. Im gegenwärtigen Zeitpunkt sah sich Carl Sternheim in Übereinstimmung mit der Direktion des Deutschen Theaters veranlaßt, das Stück vorläufig nicht spielen zu lassen. Statt dessen erscheint es vollständig im Februarheft der Weißen Blätter. „1913“ ist zweifellos ein glänzender Gipfel im dramatischen Schaffen unseres besten und vielleicht einzigen Komödiendichters großen Stils.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

NEUER JAHRGANG DER
WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Januar:

Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung / Friedrich Burschell, Vom Charakter und der Seele / Ulrich Rauscher, Das zerstörte Dorf / Wilhelm Hausenstein, Für die Kunst / Andreas Schreiber, Der Knabe Peiaho / Franz Werfel, Drei Gedichte / Arnold Zweig, Quartettsatz von Schönberg / Carl Sternheim, Unveröffentlichte Szene / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott

GLOSSEN: H. Daul, Das Gastmahl der guten Europäer. K. Edschmid, In Memoriam Ernst Stadler. Max Scheler, Europa und der Krieg. Christ. Heinold, Der erlöste Feuilletonist. Gust. Kauder, Der National-Liberal-Club. Medard Ottenhahn, „Absterbende Nationen“. Albert Ehrenstein, Georg Trakl. R. S., Kammermusik. Franz Blei, Gobineau.

Vier Zeichnungen von Rudolf Großmann

Februar:

Carl Sternheim. „1913“, mit sechs Zeichnungen von Ernst Stern / Franz Blei, Über eine Literatur / Norbert Jacques, Das Vogelnest in der Marienkrone / Gottfried Benn, Gehirne / Else Lasker-Schüler, Saul / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Fortsetzung)

GLOSSEN: Richard Hill, Das Symptom Helferich. Max Scheler, Europa und der Krieg. * * * Ganz niedrig hängen. S. Friedlaender, Der Allgemeinste. Siegfried Jacobsohn, Der Kritiker Brahm. Gustaf Kauder, Zeitungskorrespondenten. Emil Faktor, Der Ferdrucker. Hans Koch, Auf der Suche nach eines Freundes Grab. Marga Schwarz, Meine Freundin

März:

Ernst Blass, An den Leutnant F. H. S. / Annette Kolb, Die Internationale Rundschau und der Krieg / Paul Zech, Der Flug in die Sterne / Kriegsberichterstatte: I. Leonhard Adel, Die Schlacht steht. II. Aage Madelung, Zu den Karpathen. III. Robert de Lezeau, Die Schlacht bei Reims. IV. Luigi Barzini, Der Tod von Ypern. V. Valery Brjussow, Hinter der Schlacht / Josef Luitpold Stern, Dichter / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Fortsetzung)

GLOSSEN: Peter Wülfrath, Erinnerung. Max Scheler, Europa und der Krieg. Adolf Behne, August Macke. Frána Šrámek, Die Großmutter.

Max Oppenheimer, Fünf Zeichnungen zu einem Streichquartett

April:

Walt Whitman, Der Krieg. Übersetzt von Gust. Landauer / Leonhard Frank, Die Ursache / Robert Walser, Wachtstück / Gustaf Kauder, Der Flug zur Menschheit / Martin Gumpert, Zwei Gedichte / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Fortsetzung)

GLOSSEN: Franz Blei, An die Reichen, die Armen und die Dichter. M. Ottenhahn, Kleine Ratschläge. R. Kurtz, Börsenmetaphysik. Arnold Zweig, Ein Luxemburger. Hugo Ball, Totenrede

Ludwig Meidner, Acht Zeichnungen

Die Aktion

MFR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
 V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{1}{2}$

INHALT: Ludwig Meidner-Dresden: Widmungsblatt für DIE AKTION (Titelzeichnung) / Wilhelm Klemm: Neue Gedichte vom Schlachtfeld und eine Federzeichnung / Arthur Schopenhauer: Sonett / Franz Jung: Sophie. Der Kreuzzug der Demut. Ein Roman / Claude Mellan: Simson und Delila; Stilleben (Zwei Holzschnitte) / Ludwig Bäumer: Den Gefallenen der AKTION / Konrad Hahn: Echo / Kurd Adler: Der Dom zu L. / Richard Hüelsenbeck: Untergang / Oskar Kaniel: Ein Traum vom Sommer / Paul Mayer: Pierrot in der Sylvesternacht / Léon Bloy: Über Gemeinplätze / Fichte: Rousseau und die Gelehrten seiner Tage / Reinhold von Walter: Rossica. Erinnerungen / Angela Huberman: Die Arabeske. Eine Novelle / Archipenko: Zeichnung / Briefkasten.



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
 V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 33

INHALT: Strohmeier (München); Der Krieg. (Original-Holzschnitt) / Theodor Däubler: Picasso. Ein Essay / Picasso: Zirkusleute, Paris (Zwei Zeichnungen) / Stéphane Mallarmé: Herbstklage / Alfred Vagts, Kurd Adler und Walter Ferl: Dichtungen vom Schlachtfeld / Uriel Birnbaum: Verse / Nicodemus: Theaterprogramm für Barnowsky / Emmy Hennings: Aufhängen / Hans Reimann: Grotresken / AWo: Der Jude / Henri-Matisse: Reisetudie / Franz Blei: Der Krieg und die Führer des Geistes / Ich schneide die Zeit aus X / Kleiner Briefkasten



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Die Aktion

1931

VIII. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁵/₄₆

INHALT: Der Kapitalismus, der das werktätige Volk zur Schlachtbank hetzte und entrechtete, schreit, um weiter entrechten und ausplündern zu können, nach der „Nationalversammlung“ (Titelblattholzschnitt) / Franz Pfemfert: Aufruf der Antinationalen Sozialisten-Partei (A. S. P.) Gruppe Deutschland / Soldat Hans Siemsen: Kameraden / F. P.: Soldaten / Otto Freundlich: Unvergängliche / Die deutsche Sozialdemokratie und der deutsche Krieg / F. P.: Kleiner Briefkasten



VERLAG · DIE AKTION · BERLIN · WILMERSDORF

HEFT 80 PFG.

Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst.
Herausgegeben von Franz Pfemfert. Berlin. Jg. 1–8. 1911–1918

Die 1911 von Franz Pfemfert gegründete Wochenschrift entwickelte sich in der Hochzeit des Expressionismus zu einem Sammelpunkt meist junger Schriftsteller wie Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Georg Heym, Jakob van Hoddis und Ernst Stadler, dessen flammendes Gedicht »Leoncita« 1914 entstand.

Franz Mehring
Zum ersten Mai

Als vor einem Jahre der erste Mai unter dem Zeichen des Weltkrieges zum erstenmal aus dem Schoß der Zeiten auftauchte, hat schwerlich irgendwer geglaubt, daß er noch einmal unter gleich unheilvollen Wetterwolken wiederkehren werde. Ja, der Blick auf die Gegenwart ist heute trüber und die Hoffnung auf die Zukunft ist heute ungewisser, als beides vor Jahr und Tag war.

Nur ein hellerer Streifen säumt an diesem ersten Mai den dunklen Horizont des Weltkrieges: Der Geist, aus dem einst der Weltfeiertag des Proletariats geboren wurde, ist wieder lebendig geworden innerhalb der europäischen und namentlich der deutschen Arbeiterklasse. Sie beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen und sich ihrer historischen Pflichten wieder bewußt zu werden. Es geht noch langsam genug vorwärts, aber immerhin – vorwärts geht's, und diese Bewegung kann nur noch wachsen, niemals wieder sinken. Am wenigsten wird sie erstickt werden durch die Kolophoniumblitze der Staatsmännchen, die den Bismarck und Puttkamer glücklich abguckt haben, wie diese sich räusperten und spuckten. Das Staatsmännchen-Spielen bekundet dadurch nur, daß es schon auf dem letzten Loche pfeift.

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß denen, die den alten Parteigrundsätzen treugeblieben sind, das eine Mal vorgehalten wird, sie wären blind für die ungeheure Revolution des Weltkrieges, das andre Mal aber zum Verbrechen angerechnet wird, daß sie den grünen Tisch der Lindenstraße in Berlin nicht als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht betrachten, auf dem nicht einmal ein Tintenfaß erschüttert wird, wenn eine Welt über ihm zusammenstürzt, oder, um ein Bild Lassalles zu gebrauchen, als einen Pflock, der unerschütterter auf demselben Fleck stehen bleibt, während sich das Erdreich fortbewegt, worin

* Leipziger Volkszeitung Nr. 99, 1. Mai 1916. – Franz Mehring: Gesammelte Schriften. Bd. 15. S. 671–673.

er steckt. Nein, wenn wir allerdings glauben, daß die zahllosen Aufrufe, die von diesem grünen Tisch in die Welt flattern, sich nur durch die Fülle der Beredsamkeit, aber keineswegs die der praktischen Wirkung von dem Aufrufe unterscheiden, den der Gouverneur von Berlin nach der Schlacht bei Jena an die Straßenecken schlagen ließ: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, so zweifeln wir deshalb nicht, daß auch das Jena der zweiten Internationalen seine Wirkungen haben wird.

Eben jetzt spotten Blätter der Konservativen und des Zentrums der berühmten »Neuorientierung«, indem sie sagen, daß die Sozialdemokratie auch nach dem Kriege den Klassenkampf führen werde. Wie alles bei diesen Parteien auf dem Kopf steht, so auch diese Behauptung, aber wenn man sie auf die Füße stellt, so ist sie ganz richtig: Nach dem Kriege wird ein Klassenkampf entbrennen, mit dem verglichen alle Klassenkämpfe, die vor dem Kriege stattgefunden haben, fast nur als Vorpostengefechte erscheinen, und demgemäß wird auch die Sozialdemokratie entschlossener und mächtiger werden denn je. Denn sie ist nicht die Mutter des Klassenkampfes, sondern der Klassenkampf ist ihr Vater.

Lassen wir also die berühmte »Neuorientierung«, die ein in der Form so geschmackloses wie im Inhalt leeres Schlagwort ist. Die konservative und die ultramontane Partei sowie die Regierung haben der Sozialdemokratie keine Versprechungen gemacht und brauchen ihr also auch keine Versprechungen zu halten, und die sozialdemokratischen Durchhaltepolitiker haben in schönem Edelmut auf jede Belohnung für ihren Patriotismus verzichtet, so dass sie nichts zu fordern haben. Mit dem Geweimer also, womit der deutsche Liberalismus ein halbes Jahrhundert lang keinen Hund vom Ofen gelockt hat, mit dem Geweimer über den Undank, womit die Könige braven Völkern die Rettung ihrer Kronen zu danken pflegen, werden wir nach dem Kriege verschont bleiben, und das ist immerhin eine dankenswerte Ersparnis an Druckerschwärze, sittlicher Entrüstung und weihellichem Traum.

Um so eher ist eine klare und nüchterne Besserung der ganzen Weltlage möglich und nötig. Für die Arbeiterklasse hat der Weltkrieg unbarmherzig mit allen Illusionen aufgeräumt, die sie sich über sein Wesen machen konnte und mochte, und so sollte auch sie aufräumen mit allen nun nicht mehr unbewußten Selbsttäuschungen, so sollte sie verzichten auf alles Flick- und Stückwerk, das die Krankheit nicht mehr heilen, sondern ihren Verlauf nur noch qualvoller gestalten kann. Lasset die Toten ihre Toten begraben! Was in der Tat wäre damit geholfen, wenn – nach langem Hängen und Würgen – der englische, französische, russische Sozialdemokrat mit deutschen und österreichischen Sozialdemokraten an einem Tische in Amsterdam oder Bern zusammenkämen und – wiederum nach langem Hängen und Würgen – eine jener Resolutionen zusammenklaubten, wie deren Dutzende beim ersten Aufspringen eines historischen Sturms ins leere Nichts zerflattert sind?

Sehen wir den Dingen, wie sie sind, ruhig ins Auge, und gestehen wir offen: Die zweite Internationale ist tot, aber fügen wir in demselben Atemzuge hinzu: Es lebt die Internationale! So wie Karl Marx nach dem Tode der ersten Internationalen, der er soviel Arbeit und Geist und Kraft gewidmet hatte, mit ruhiger Zuversicht schrieb: »So ist die Internationale, anstatt abzusterben, bloß aus ihrer ersten Inkubationsperiode in eine höhere Phase

getreten, in der bereits ihre ursprünglichen Bestrebungen zum Teil Wirklichkeit geworden sind. Im Laufe dieser fortschreitenden Entwicklung wird sie noch manche Veränderungen durchzumachen haben, bevor das letzte Kapitel ihrer Geschichte geschrieben werden kann.« Ob schon das letzte Kapitel – wir wissen es nicht, aber ein neues Kapitel in der Geschichte der Internationalen hat begonnen. Sie kann nicht dauern in dem galvanisierten Scheinleben einer abgestorbenen Form, aber sie wird leben in dem Sinne des alten Burschenschaftsliedes: Die Form ist zerfallen; was hat es für Not? Der Geist ist in uns allen....

Diesem Geist die neue Form zu finden, ist recht eigentlich für die Arbeiterklasse der Gedanke der Zeit, so sehr sich die Staatsmännchen dagegen sträuben mögen, denen schon der Dichter ins Stammbuch geschrieben hat:

Seine Feinde mühen sich ab:
Mit Schlingen und Banden;
Sie machten ihn gern zuschanden;
Und wenn er schon längst erstanden,
Hüten Sie noch sein Grab!

Ja, dieser Gedanke ist erstanden, und er beginnt, sich seine neue Form zu schaffen, wie noch jede große Bewegung in der Geschichte der modernen Arbeiterklasse begonnen hat: mit rücksichtsloser Kritik, die sich weder vor ihren Ergebnissen fürchtet, noch vor dem Zusammenstoß mit gleichviel wem. Sie fegt zuerst vor der eigenen Tür, denn die neue Internationale kann sich nur von unten aufbauen. Sie wird ein Werk der Massen sein, in denen es sich von Tage zu Tage lebendiger regt, und in diesem Zeichen begrüßen wir heute freudig den Weltfeiertag der Arbeit – trotz alledem und alledem.

Karl Liebknecht
*Zuversicht**

Ob sie uns auch zerbrechen –
Sie beugen uns doch nicht,
Und eh der Tag vergangen,
Stehn wir frisch aufgerichtet’.

Von tausend Niederlagen
Erheben wir uns frei
Zu immer kühnrem Schlagen,
In immer festerer Reih.

* Herbst 1918. Siehe 15. Januar. Der Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Wien 1919. S. 59.

Ob sie die Flamm ersticken –
Der Funke heiß sich regt,
Und über Nacht zum Himmel
Die neue Flamme schlägt.

Und ob das Ziel, das hohe,
Entwischen scheint und fern,
Es kommt der Tag, der frohe,
Wir trauen unserm Stern.

Die Gegenwart mag trügen,
Die Zukunft bleibt uns treu.
Ob Hoffnungen verfliegen,
Sie wachsen immer neu.

Aus Nichts wird alles werden,
Eh sie es noch gedacht,
Trotz ihrer Machtgebärden,
Wir spotten ihrer Macht.

Bald werden sie zerrieben
Wie Gischt am Felsenstrand,
Schon winkt aus Nebeltrüben
Das heißersehnte Land.

Es gibt auf Erdenrunden
Nichts, was uns zwingen kann:
Kein Gift und keine Wunden,
Kein Teufel und kein Bann!

Buchwerbung des Kurt Wolff Verlages
(Dezember 1918)

Heinrich Mann
Der Untertan
Roman
Gebunden M. 7.50

Das Deutschland Wilhelms II.

Von einem, der es früher als andere durchschaut hat / Im Juli 1914 beendet, konnte das Werk jetzt Dezember 1918 nach Aufhebung der Zensur endlich erscheinen.

Die Gesellschaft des kaiserlichen Deutschlands enthüllt sich in diesem Roman schon so, wie sie sich in der Wirklichkeit erst durch ihren Zusammenbruch offenbart hat. *Untertänigkeit nach oben, Brutalität nach unten*, das sind die Leitsterne, die einen zeitgemäßen Mann zwischen 1890 und 1914 durch das Leben führten. Dieser Diederich Heßling ist von Hause ein schwaches Gemüt wie tausend andere, aber die *Anbetung des imperialistischen Systems* erstickt in ihm die natürliche Gutartigkeit des Schwachen und macht auch ihn, in seinem Kreise, zu *einem kleinen Herrenmenschen und alldeutschen Wüterich*. Er unterjocht seine Familie, seine Arbeiter, seine Partei und die ganze Stadt. Er treibt listige Machtpolitik, prahlt, lügt, spinnt Ränke, und verfolgt mit dem ganzen erbitterten Haß seines schlechten Gewissens *den ehrlichen alten Achtundvierziger, der als lebende Mahnung an ein besseres Deutschland* noch übrig ist, bis der scheinbar endgültige Sieg des Bösen ihn umbringt. Dies alles schafft dem Roman eine reich belebte Handlung, in der die lohnendsten Gestalten sich bewegen: der preußische Regierungspräsident mit seinem Einschlag von russischer Knutenhaftigkeit, der nationalliberale Bürgermeister Einerseits-Andererseits, der alldeutsch strebende Jude, der militaristische Oberlehrer, alle die feigen Liberalen und der leider im politischen Niedergang der Zeit nur mehr mit kleinen Tagesfragen beschäftigte Sozialdemokrat samt den charakteristischen Weiblichkeiten der Epoche, die gleich den Männern nichts anderes kennen als Erfolg und Genuß. *Dazu das gleichnishafte Auftauchen des Kaisers*, an den wichtigen Wendepunkten im Dasein seines Untertans. Dies und vieles andere wirbelt umher in einer Darstellung die fortwährend »Betrieb« macht und vom Hohn bis zum Dreinschlagen alle Grade durchläuft. Aber wenn das Buch literarisch noch so hoch bewertend und noch so unterhaltend zu lesen ist, vor allem soll jeder darin ein – *durch die Ereignisse nachgeprüftes und richtig befundenes – Zeitdokument und ein Erziehungsbuch sehen. Möchte es mit Deutschland sittlich und geistig niemals wieder dorthin kommen, wo der »Untertan« es zeigt.*



Das Grabmal des unbekanntes Soldaten in Paris. Am 11. November 1920 war unter dem Arc de Triomphe der Leichnam eines in der Schlacht um Verdun gefallenen anonymen Soldaten bestattet worden (Abbildung: Jérôme BLUM / wikipedia.org; cc-by-sa-2.0-fr).



Trauerndes Elternpaar von Käthe Kollwitz auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Vladslo (Belgien). Die Figuren tragen die Gesichtszüge der Künstlerin, die die Skulptur zum Gedenken an ihren Sohn Peter geschaffen hat, und die ihres Mannes. Die Augen der männlichen Figur sind auf das Grab des Sohnes gerichtet (Liège / wikipedia.org; cc-by-sa-2.0-be).

Personenverzeichnis

- Adler, Paul 100
Alexander der Große 89
Altdorfer, Albrecht 38
Arndt, Ernst Moritz 10 33
Attila 89
Bab, Julius 7–10 13 16 36 37
97
Bach, Johann Sebastian 27 33
37
Bäumer, Ludwig 78
Ball, Hugo 57 59 72 77
Barbusse, Henri 100
Bartels, Adolf 34 71
Bayer, Adolf von 94
Becher, Johannes R. 7 13 42
54–56 67 76 84–88 106
Beethoven, Ludwig van 33 37
Behrens, Peter 94
Behring, Emil von 94
Benn, Gottfried 100 106
Bentham, Jeremy 48
Bergson, Henri 51
Bernstein, Eduard 100
Biese, Alfred 10 44
Bindings, Rudolf 22
Bismarck, Otto von 33 106
Blei, Franz 100
Bloch, Ernst 72
Bloem, Walter 73
Bode, Wilhelm von 94
Brandl, Alois 94
Brecht, Bertolt 13 68 69 78 79
81 84 86 97 89
Brentano, Lujo 95
Brinkmann, Justus 95
Brod, Max 49 100
Bröger, Karl 71
Buber, Martin 100
Burschell, Friedrich 100
Carlyle, Thomas 48
Cassirer, Paul 100
Chamberlain, Houston 51
Claudius, Hermann 71
Conrad, Johannes 95
Corrinth, Kurt 32
Däubler, Theodor 100
D'Annunzio, Gabriele 15
Defregger, Franz von 95
Dehmel, Richard 8 11 15 20
23 24 29 69 70 95
Deißmann, Adolf 95
Dinter, Arthur 31
Dix, Otto 76
Dörpfeld, Wilhelm 95

- Dostojewski, Fjodor 51
 Dreyfus, Alfred 53
 Dürer, Albrecht 30 33 37
 Duhn, Friedrich von 95
 Edschmid, Kasimir 100
 Ehrenstein, Albert 13 62 100
 Ehrhard, Albert 95
 Ehrlich, Paul 95
 Einstein, Albert 12
 Einstein, Carl 100
 Eisner, Kurt 59
 Engelke, Gerrit 42 78
 Engler, Karl 95
 Ernst, Otto, eigtl. Ernst Otto
 Schmidt 35
 Esser, Gerhard 95
 Eucken, Rudolf 95
 Eulenberg, Herbert 95
 Ewers, Hanns Heinz 9
 Fidus, eigtl. Hugo Reinhold
 Karl Johann Höppener 91
 Finke, Heinrich 95
 Fischer, Samuel 45 52
 Fischer, Emil 95
 Flaubert, Gustave 56
 Flex, Walter 35–37
 Foerster, Friedrich Wilhelm
 100
 Foerster, Wilhelm 95
 Frank, Leonhard 7 45 49 100
 Franke, Fritz 41
 Friedlaender, Salomo 100
 Friedrich, Paul 33
 Friedrich II. (der Große) 28 52
 Friedrich-Wilhelm III. 35
 Fulda, Ludwig 95
 Ganghofer, Ludwig 11
 Gebhardt, Eduard von 95
 Gerhardt, Paul 27
 George, Stefan 9
 Gleichen-Rußwurm, Alexander
 29
 Gneisenau, August Neidhardt
 von 52
 Goebbels, Joseph 70
 Goethe, Johann Wolfgang von
 28 33 34 37 82 94
 Goll, Iwan 77 79
 Groot, Jan Jakob Maria de 95
 Grosz, George 100
 Günther, Alfred 77
 Gumpert, Martin 65
 Haber, Fritz 95
 Haeckel, Ernst 95
 Halbe, Max 95
 Hannibal 89
 Hardekopf, Ferdinand 100
 Harnack, Adolf von 95
 Hasenclever, Walter 7 13 49–51
 55 65–67 76
 Hatvany, Ludwig 47 48
 Hauptmann, Gerhart 8 9 13 22
 38 39 60 61 64 71 95
 Hauptmann, Karl 95
 Hausenstein, Wilhelm 100
 Hebbel, Friedrich 33
 Hellmann, Gustav 95
 Henckell, Karl 8
 Herrmann, Wilhelm 95
 Herzog, Rudolf 27 29 30 38

- Herzog, Wilhelm 45 46 49
 Heß, Rudolf 70
 Hesse, Hermann 100
 Heusler, Andreas 95
 Heym, Georg 55 77 106
 Hildebrand, Adolf von 95
 Hiller, Kurt 77 100
 Hindenburg, Paul von 29 31
 35
 Hitler, Adolf 26 28 70 71 88
 Hodler, Ferdinand 15
 Höcker, Paul Oskar 73
 Hoffmann, Ludwig 95
 Holz, Arno 8
 Homer 29
 Humperdinck, Engelbert 95
 Iulius Caesar (Cäsar), Gaius 89
 Jaurès, Jean 49 50
 Johst, Hanns 19 43
 Jünger, Ernst 11 42 75 76
 Kästner, Erich 76 81–83
 Kalkkreuth, Leopold Graf 95
 Kampf, Arthur 95
 Kant, Immanuel 28 33 51 94
 Kaulbach, Fritz August von
 95
 Kindermann, Heinz 88
 Kipp, Theodor 95
 Kisch, Egon Erwin 76
 Klein, Felix 95
 Kleist, Heinrich von 10 21 33
 37
 Klemm, Wilhelm 12 13 40
 Klinger, Max 95
 Knoepfler, Alois 95
 Koch, Anton 96
 Körner, Theodor 10
 Kolb, Annette 7 49 100
 Kollwitz, Käthe 69 70 112
 Kollwitz, Karl 112
 Kollwitz, Peter 112
 Kornfeld, Paul 100
 Kraus, Karl 46 60–62
 Krupp, Friedrich Alfred 11 62
 Kunz, Isolde 21
 Kurtz, Rudolf 53
 Laband, Paul 96
 Lamprecht, Karl 34 48 96
 Landauer, Gustav 59
 Lasker-Schüler, Else 100
 Latzko, Andreas 45 49
 Lauff, Joseph von 11 21 24 64
 Lenard, Philipp 96
 Lenin, Wladimir Iljitsch 41 47
 Lenz, Maximilian 96
 Leonhard, Rudolf 12 13 77 88
 100
 Lessing, Gotthold Ephraim 28
 36
 Leybold, Hans 77 78
 Lichnowsky, Mechthild 100
 Liebermann, Max 96
 Liebknecht, Karl 47 108 109
 Liliencron, Detlef von 33
 Lissauer, Ernst 8 16 25 26 28
 33 37 99
 Liszt, Franz von 96
 Lotz, Ernst Wilhelm 77
 Louis-Philippe 83
 Ludendorff, Erich 29 68 89

- Lukian 80
 Luther, Martin 27 33 59 63
 Luxemburg, Rosa 47 108
 Mann, Heinrich 52–54 75 100
 110
 Mann, Thomas 25 51 52
 Manzel, Ludwig 96
 Marck, Ludwig 12
 Marinetti, Filippo Tommaso 51
 Marx, Karl 59 107
 Mausbach, Josef 96
 Mayr, Georg von 96
 Mehring, Franz 36 106–108
 Merkle, Sebastian 96
 Meyer, Eduard 96
 Meyrink, Gustav 100
 Miegel, Agnes 71
 Morf, Heinrich 96
 Mühsam, Erich 58 59
 Musil, Robert 100
 Napoleon I. 35 89
 Naumann, Friedrich 96
 Neisser, Albert 96
 Nernst, Walter 96
 Nietzsche, Friedrich 40 52
 Ostwald, Wilhelm 96
 Paul, Bruno 96
 Péguy, Charles 78
 Pfemfert, Franz 40 60 63 64 78
 106
 Pfitzner, Franz 15
 Pick, Otto 100
 Piscator, Erwin 13
 Planck, Max 96
 Plehn, Albert 96
 Polgar, Alfred 71 72 76 78 79
 83 85
 Reicke, Georg 96
 Reinhardt, Max 96
 Remarque, Erich Maria 81 87
 Riehl, Alois 96
 Rilke, Rainer Maria 9
 Robert, Karl 96
 Röntgen, Wilhelm 96
 Rolland, Romain 8 9 39 45
 47–49 77
 Roth, Joseph 76
 Rubiner, Ludwig 7 13 49 73 79
 Rubner, Max 96
 Schaper, Max 96
 Scheler, Max 32 37 100
 Schickele, René 7 13 16 17 46
 49 51 52 100
 Schiller, Friedrich von 33 37
 Schlatter, Adolf von 96
 Schlieffen, Alfred von 52
 Schlösser, Rainer 70
 Schmidlin, August 96
 Schmoller, Gustav von 96
 Schröder, Rudolf Alexander 11
 17 71
 Schürer, Oskar 42
 Schwabach, Erik-Ernst 100
 Seeberg, Reinhold 96
 Seidel, Ina 29 30 71
 Shaw, George Bernhard 15
 Sombart, Georg 24 25
 Spahn, Martin 96
 Spencer, Herbert 51
 Sprengel, Peter 71

- Stadler, Ernst 12 77 78 100
 Stehr, Hermann 24
 Stein, Karl Reichsfreiherr vom
 und zum 33
 Stern, Josef Luitpold 7–9 12 14
 46 71 72
 Sternberg, Leo 33 39
 Sternheim, Carl 7 49 52 53
 100
 Sternheim, Thea 15 16
 Stuck, Franz von 96
 Suarès, André 100
 Sudermann, Hermann 18 19
 73 96
 Tacitus 35
 Tagger, Theodor 100
 Thoma, Hans 96
 Thoma, Ludwig 17
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch
 Graf 16 41
 Trakl, Georg 12 77
 Trübner, Wilhelm 96
 Tucholsky, Kurt 66 76 79–81
 83
 Unruh, Fritz von 9 12 13 22
 Vagts, Alfred Hermann Fried-
 rich 40 41
 Verhaeren, Emile 11 15
 Vesper, Guntram 28
 Vesper, Will 27 37
 Vierodt, Heinrich 8
 Vischer, Peter 33 37
 Volkmann, Ernst 8 70 88
 Voß, Richard 96
 Voßler, Karl 96
 Wagner, Richard 27
 Wagner, Siegfried 96
 Waldeyer, Wilhelm 97
 Walter von der Vogelweide 27
 Walser, Robert 100
 Wassermann, August von 97
 Weinert, Erich 76
 Weingartner, Felix von 97
 Weiß, Ernst 100
 Weltsch, Felix 100
 Werfel, Franz 6 11 44–47 49
 50 68 102
 Whitman, Walt 11
 Wiegand, Theodor 97
 Wien, Wilhelm 97
 Wilamowitz-Moellendorff,
 Ulrich von 97
 Willstätter, Richard 97
 Winckler, Josef 40
 Wilhelm II. 21 93 110
 Windelband, Wilhelm 97
 Wolf, Friedrich 68
 Wolfenstein, Alfred 49 56 100
 Wolff, Kurt 13 49 77 110
 Woltke, Siegfried 26
 Wolzogen, Hans von 34
 Wundt, Wilhelm 48 97
 Zech, Paul 100
 Zola, Emile 53
 Zuckmayer, Carl 13 20 67
 Zweig, Stefan 25 26

Verzeichnis der zitierten Werke

- Bab, Julius: An Kleist, 21. November 1914 [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 170.] 36f.
- Die Kriegslyrik von heute [Das literarische Echo. Jg. 17. 1914. H. 1, 1. Oktober 1914. Sp. 5f.] 9
- Bäumer, Ludwig: Den Gefallenen der Aktion [Die Aktion. Jg. 5. 1915. Nr. 1/2, Sp. 13; Auswahl Rietzschel. S. 391.] 77
- Ball, Hugo: Die Fingerfertigen [H. B.: Der Künstler und die Zeitkrankheit. S. 237f.] 72f.
- Junge Literatur in Deutschland [Der Revoluzzer. Zürich. Jg. 1. Nr. 10, 14. August 1915. S. 3–4; H. B.: Der Künstler und die Zeitkrankheit. S. 3.] 57f.
- Totentanz 1916 [Der Revoluzzer. Zürich. Jg. 2. Nr. 1, Januar 1916. S. 1; H. B.: Gedichte. S. 53.] 57f.
- Becher, Johannes R.: An den Frieden [J. R. B.: Menschliche Gedichte im Krieg. S. 46; Ausgewählte Gedichte 1911–1918. S. 294.] 54 56
- Der Anstifter des Krieges in der Kothölle [J. R. B.: Pöän gegen die Zeit. Gedichte. S. 107–109; Ausgewählte Gedichte 1911–1918. S. 366–368.] 55
- Eingang [J. R. B.: Ausgewählte Gedichte 1911–1918. S. 173.] 54
- Einleitung zu meinem neuen Versbuche [Die Aktion. Jg. 1915. S. 519; J. R. B.: Publizistik I. 1912–1938. S. 20–23.] 12 54
- Gruß des deutschen Dichters an die russische föderative Sowjet-Republik [J. R. B.: An alle! Neue Gedichte. S. 14f.; Ausgewählte Gedichte 1919–1925. S. 18f.] 42
- Knie auf die Brust! [J. R. B.: Der Leichnam auf dem Thron. S. 70–71; Ausgewählte Gedichte 1919–1925. S. 438–440.] 85ff.
- [Neunzehnhundertsiebzeñh] 1917 [J. R. B.: Ausgewählte Gedichte 1911–1918. S. 484–486.] 67
- Biese, Alfred: Auch der Krieg hat Poesie [A. B.: Poesie des Krieges. S. [5]–24.] 9
- Brecht, Bertolt: Gedicht vom Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen [B. B.: Gedichte I. Sammlung 1918–1938. S. 202f.] 83f.
- Legende vom toten Soldaten [B. B.: Gedichte I. Sammlung 1918–1938. S. 199–201.] 12 69 80 83ff.
- Der Soldat von La Ciotat [B. B.: Prosa 3. Sammlungen und Dialoge. S. 407f.] 89f.
- Zweites Gedicht vom Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen [B. B.: Gedichte I. Sammlung 1918–1938. S. 203f.] 84f.
- Corrinh, Kurt: Gebet gen Westen [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 2. S. 382.] 32

- Dehmel, Richard: Deutschlands Fahnenlied. Gesang fürs Heer [Kölnische Zeitung, 14. August 1914; Das literarische Echo, Jg. 16, H. 24, 15. September 1914, Sp. 1694; Des Vaterlandes Hochgesang, S. 58f.; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 62.] 20
- Einmütigen Volkes Gottvertrauen [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 148.] 29
- Lied an Alle [Des Vaterlandes Hochgesang, S. 24f.; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 25.] 10
- Predigt ans deutsche Volk in Waffen [B.Z. am Mittag, 25. August 1914; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 37.] 10 23f.
- Dinter, Arthur: Die Sorgen des lieben Gottes [zit. in: Die Weltbühne, Jg. 18, Nr. 31, 3. August 1922, S. 111–113; Kurt Tucholsky: Gesamtausgabe, Bd. 5: Texte 1921–1922, S. 469.] 31
- Ehrenstein, Albert: Eurasien [A.E.: Ausgewählte Gedichte, S. 74] 62f.
- Stimme über Barbaropa [A.E.: Ausgewählte Gedichte, S. 75f.] 62
- Engelke, Gerrit: An die Soldaten des großen Krieges. In Memoriam August Deppe [G.E.: Rhythmus des neuen Europa, S. 105–108; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918, S. 277–279.] 42f.
- Flex, Walter: Preußischer Fahneid [W.F.: Das Volk in Eisen, 3. Aufl. S. 16.] 35
- Totenklage im Völkerschlachtendenkmal [W.F.: Sonne und Schild, S. 5.] 35
- Franke, Fritz: Ex oriente lux (Beim Frieden mit Rußland), Anfang 1918 [Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918, S. 271.] 41f.
- Friedrich, Paul: An Detlef von Liliencron [P.F.: Fahnen und Wunden, S. 11f.] 33
- Ginzkey, Franz Karl: Der Dichter und der Krieg, Anfang 1917 [F.K.G.: Befreite Stunde, S. 41f.] 66f.
- Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Der(s) Deutschen Gebet [Deutsche Kriegslieder 1914/15, S. 159; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918, S. 80f.] 29f.
- Goll, Iwan: Der Expressionismus stirbt [Zenit, 1921, H. 1, S. 8f.; I.G.: Gefangen im Kreise, S. 346–348], 78
- Requiem für die Gefallenen von Europa [S. 9f.; I.G.: Gefangen im Kreise, S. 11–29] 75f.
- Günther, Alfred: Rückkehr der Toten [Die Aktion, Jg. 8, 1918, Nr. 21/22, Sp. 277; Auswahl Rietzschel, S. 985.] 77
- Gumpert, Martin: [Neunzehnhundertsechzehn] 1916 [M.G.: Verkettung, S. 19–21.] 65
- Hasenclever, Walter: Jaurès? Auferstehung [Der Bildermann, Jg. 1, 1916, Nr. 14, S. 4 (Beil.); W.H.: Sämtliche Werke, Bd. 1, S. 204f.; Menschheitsdämmerung, S. 263f.] 53
- Jaurès? Tod [Der Bildermann, Jg. 1, 1916, Nr. 14, S. 4 (Beil.); W.H.: Sämtliche Werke, Bd. 1, S. 203; Menschheitsdämmerung, S. 263f.] 50f.
- Die Mörder sitzen in der Oper. Zum Andenken an Karl Liebknecht [W.H.: Sämtliche Werke, Bd. 1, S. 203.] 55 67 75

- [Neunzehnhundertsiebzehn] 1917 [Die neue Rundschau. Jg.27. 1916. H.4. S.541f.; W.H.: Sämtliche Werke. Bd.1. S.144f.] 66f.
- Hatvany, Ludwig von: Kriegsphilosophie [Das Forum. Jg.1. H.8, November 1914. S.390–398.] 47f.
- Hauptmann, Gerhart: Komm, wir wollen sterben gehn [G.H.: Sämtliche Werke. Bd.11. S.663.] 64
- Reiterlied. Fritz v. Unruh, dem Dichter und Ulanen zugeignet [Berliner Tageblatt. 9. August 1914; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd.1. S.38.] 22
- [Tagebuchnotiz,] 28. Juni 1940 [Peter Sprengel: Der Dichter stand auf hoher Küste. S.282]. 71
- Herzog, Rudolf: In der Schlacht, 1914, etwa Anfang September [R.H.: Ritter, Tod und Teufel. S.24f.; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.86–88.] 38f.
- Johst, Hanns: Der Sturm bricht los! Anfang August 1914 [Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.55.] 19
- Die Stunde der Sterbenden [S.36.] 19
- Jünger, Ernst: Vorwort des Herausgebers [Friedrich Georg Jünger: Aufmarsch des Nationalismus. S.VII–XIII.] 75f.
- Kästner, Erich: Verdun, viele Jahre später [E.K.: Gesang zwischen den Stühlen. S.91f.; Die Zeit fährt Auto. S.31.] 80f.
- Klemm, Wilhelm: Schlacht an der Marne, erste Septemberhälfte 1914 [Die Aktion. Nr.42/43, 24. Oktober 1914; 1914–1916. Eine Anthologie. S.65; Menschheitsdämmerung. S.96f.; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.108f.] 40
- Kollwitz, Käthe: An Richard Dehmel [Der Vorwärts. 30. Oktober 1918; K.K.: Die Tagebücher. S.840.] 69f.
- Kraus, Karl: Drei Engel – drei Räuber oder Gerhart Hauptmanns Höllenfahrt [K.K.: Ausgewählte Werke. Bd.2. 1914–1925. S.68f.] 60f.
- Lied des Alldeutschen. Barbarische Melodie [K.K.: Worte in Versen. Teil 4. S.28–33.] 61f.
- Kurz, Isolde: Schwert aus der Scheide! [S.19f.] 21
- Kurtz, Rudolf: Heinrich Manns politische Ideologie [Die Aktion. Jg.2. 1912. Nr.51, Sp.1606; Auswahl Rietzschel. S.157.] 53
- Lamprecht, Karl: Begleit-Wort [zu] Unsere Führer im Weltkrieg 1914.] 34f.
- Lauff, Joseph von: Ein Kaiserwort [J.v.L.: Singendes Schwert. [T.1.] S.6–8.] 21
- Die fleißige Berta [J.v.L.: Singendes Schwert. [T.1.] S.17–19.] 21
- Furor teutonicus [J.v.L.: Singendes Schwert. [T.1.] S.12–14.] 21
- General Emmich [J.v.L.: Singendes Schwert. [T.1.] S.9–11.] 64f.
- Leonhard, Rudolf: Auf Stadlers Grab [Vom jüngsten Tag. S.56; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd.1. S.219.] 76
- Wir Kriegsdichter [Die Neue Weltbühne. Jg.4 (32). Nr.45, 5. November 1936. S.1419f.] 88
- Liebknecht, Karl: Zuversicht (Herbst 1918) [15. Januar. Der Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. S.59.] 110f.

- Lissauer, Ernst: Führer [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S.63.] 28 33
- Haßgesang gegen England, zweite Augushälfte 1914 [Des Vaterlandes Hochgesang. S.138f.; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S.33; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.92f.] 25
- Vorspruch [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 5.] 16 101
- Mann, Heinrich: Kaiserreich und Republik [H.M.: Essays und Publizistik. Bd.3. November 1918 bis 1925. S.34–74.] 74
- Zola [Die weißen Blätter. Jg.2. H. 11, November 1915. S.1312–1382; H.M.: Geist und Tat. S.119–203.] 53
- Mark, Ludwig: Jedwede stille Minute mahnt's [Stern: Dichter. S.345.] 11
- Mühsam, Erich: Kriegslied [Kain. Jg.5. 1918. Nr.4. S.2; E.M.: Gedichte. Prosa. Stütcke. S.101f.] 58f.
- [Tagebuchnotiz vom 19. Juni 1916. In: E.M.: Tagebücher 1910–1924. S.177f.] 59
- Pfützner, Franz: All ihr Schweine, welche Deutschland mäster ... [Süddeutsche Monatsblätter; Th. Sternheim: Erinnerungen 1883 bis 1918. S.223.] 15
- Polgar, Alfred: Lyrische Betrachter [Der Friede. Jg.1. H.10, 23. März 1918. S.244; A.P.: Kleine Zeit. S.103f.; A.P.: Musterung. S.32f.] 71f.
- Rede, leider nie gehalten am Grabe der Opfer [Der Tag. 11. September 1927. S.3; A.P.: Ich bin Zeuge. S.73–76; A.P.: Musterung. S.93–96.] 77f.
- Der unbekannte Soldat [Das Tage-Buch. 25. Oktober 1924. S.1510f.; A.P.: Orchester von oben. S.137–139; A.P.: Die Mission des Luftballons. S.306f.; A.P.: Musterung. S.90–93.] 83f.
- Rolland, Romain: Kriegsliteratur [Littérature de guerre. In: Journal de Genève. 19. April 1915. S.7; R.R.: Der freie Geist. S.154–164.] 7f.
- Über dem Getümmel [Au-dessus de la mêlée. In: Journal de Genève.15. September 1914. S.5; R.R.: Der freie Geist. S.77–91.] 47
- Schickele, René: Erster August 1914 [Die weißen Blätter. Jg.3. H.4, April 1916. S.6; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S.16.] 16
- Der Mensch im Kampf [Die weißen Blätter. Jg.3. H.4, April 1916. S.1–23.] 52f.
- Politische Erziehung [Die weißen Blätter. Jg.2. H.7, Juli 1915. S.926f.] 51f.
- Thomas Mann [Die weißen Blätter. Jg.2. H.7, Juli 1915. S.924–926.] 51
- Schlösser, Rainer: Oktober 1918. Proisy bei Guise [R.S.: Die große Runde 1917/1934. S.31; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.276f.] 70
- Schröder, Rudolf Alexander: Deutsches Lied [Tägliche Rundschau. 21. August 1914; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd.1. S.20.] 17f.
- Seidel, Ina: Deutsches Gebet, Winter 1916/1917 [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd.2. S.271; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.241f.] 30f.
- Stehr, Hermann: An Deutschlands Volk und Heer, August 1914 [Lebensbuch. S.142f.; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S.73f.] 24

- Stern, Josef Luitpold: Dichter [Die weißen Blätter. Jg. 2. H. 3, März 1915. S. 337–348.] 6–13
- Sternberg, Leo: Während der Schlacht, Herbst 1914 [Das literarische Echo. Jg. 17. H. 5, 1. November 1914. Sp. 220; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S. 107f.] 39f.
- Sternheim, Carl: 1913. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Dem Andenken Ernst Stadlers des Dichters [Die weißen Blätter. Jg. 2. H. 2, Februar 1915. S. 137–185.] 52
- Sternheim, Thea: Erinnerungen 1883 bis 1918 [S. 223.] 15
- Tagebücher 1903–1971 [Bd. 1. S. 220 (27. August 1914).] 15
- Sudermann, Hermann: Die große Stunde [Des Vaterlandes Hochgesang. S. 33–36; Haß. S. 44f.] 18f.
- Thoma, Ludwig: Am ersten August [L. T.: Gesammelte Werke. Bd. 2. S. 201.] 17
- Tucholsky, Kurt: An Lukianos [Die Weltbühne. Jg. 14. Nr. 50, 12. Dezember 1918. S. 563; K. T.: Gesamtausgabe. Bd. 2. Texte 1914–1918. S. 421.] 79
- Der schlaflose Tote [Die Weltbühne. Jg. 21. Nr. 44, 3. November 1925. S. 690; K. T.: Gesamtausgabe. Bd. 7. Texte 1925. S. 486.] 79f.
- Stimme aus den Kalkgruben [Die Weltbühne. Jg. 21. Nr. 18, 5. Mai 1925. S. 675; K. T.: Gesamtausgabe. Bd. 7. Texte 1925. S. 219.] 80
- Unruh, Fritz von: In der Kirche von Roye [Stern: Dichter. S. 346.] 12
- Reiterlied [Das literarische Echo. Jg. 16. H. 24, 15. September 1914, Sp. 1695; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 40.] 22
- Vagts, Alfred: Marsch in die Schlacht, etwa 1915 [1914–1916. Eine Anthologie. S. 111; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S. 214.] 40f.
- Waffenstillstand 1917, Mitte Dezember 1917 [Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S. 267f.] 41
- Vesper, Will: Der deutsche Gott, 23. September 1914 [W. V.: Vom großen Krieg 1914. S. 23f.; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 1. S. 17; Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. S. 113f.] 27f.
- Von der »gewaltigen Poesie« der Schlacht [Volkswacht Breslau. 26. März 1917; Die neue Bücherschau. Jg. 7. H. 8, August 1929. S. 415 (u. d. T.: Und die Anderen).] 44
- Werfel, Franz: An den Leser [Der Weltfreund. S. 110f.; F. W.: Gedichte. S. 99f.] 45f.
- Fremde sind wir auf der Erde Alle [Die weißen Blätter. Jg. 2. H. 1, Januar 1915. S. 62; Vom jüngsten Tag. S. 75f.; F. W.: Gedichte. S. 198.] 49
- Hohe Gemeinschaft [Die weißen Blätter. Jg. 2. H. 1, Januar 1915. S. 60; F. W.: Gedichte. S. 168f.] 49
- Ode [Die weißen Blätter. Jg. 2. H. 1, Januar 1915. S. 61.] 49
- Revolutions-Aufruf [1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. 2. S. 350.] 71
- Die Wortemacher des Krieges [1914. Der deutsche Krieg im deutsche Gedicht. Bd. 2. S. 344; W. F.: Gedichte. S. 319.] 44–46

- Winckler, Josef: Langemarck (Meinem Vetter, Leutnant Eicker, zum Gedächtnis) [J. W.: Mitten im Weltkrieg. S. 95.] 41 f.
- Wolf, Friedrich: Brenne, verbrennen, leuchten! [F. W.: Gedichte. Erzählungen 1911–1936. S. 49 f.] 71 f.
- Wolfenstein, Alfred: Kämpfer Künstler [Zeit-Echo. Jg. 1915–1916. H. 12. S. 177–179.] 59
- Wolzogen, Hans von: Wir Volk Goethe's [H. v. W.: Vom Kriege zum Frieden! S. 35; Xenien-Almanach für das Jahr 1916. S. 82.] 35
- Zuckmayer, Carl: Das Große [Neuester Anzeiger. Mainz. 11. August 1914; Carl Zuckmayer 1896–1977. S. 32.] 20
- [Neunzehnhundertsiebzehn] 1917 [C. Z.: Abschied und Wiederkehr. S. 160.] 70 f.
- Zweig, Stefan: Die Welt von gestern [S. 248, 249.] 26 f.

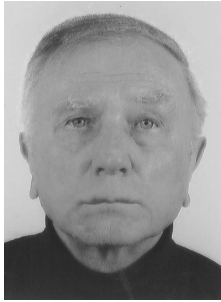
Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur

- Die Aktion. 1911–1918. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Franz Pfemfert. Eine Auswahl von Thomas Rietzschel. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1986.
- Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum 1. Weltkrieg 1914–1939. Ein bio-bibliographisches Handbuch. [Bearb. von] Thomas F. Schneider, Julia Heine, Frank Hirscher, Johannes Kuhlmann, Peter Puls. Göttingen 2009 (Schriften des Erich-Maria-Remarque-Archivs. Bd.23).
- Bab, Julius: Die Deutsche Kriegslyrik 1914–1918. Eine kritische Bibliographie. Stettin 1920.
- Die Kriegslyrik von heute IV–VI, VIII–IX. In: Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde.
- Menschenstimme. Gedichte aus der Kriegszeit 1914–1918. Stettin 1920.
- Ball, Hugo: Gedichte. Hrsg. von Eckhard Faul. Göttingen 2007 (Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von der Hugo-Ball-Gesellschaft, Pirmasens. Bd. 1).
- Der Künstler und die Zeitkrankheit. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hans Burkhard Schlichting. Frankfurt am Main 1988 (Suhrkamp Taschenbuch 1522).
- Becher, Johannes R.: Gesammelte Werke. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin.
- Bd. 1: Ausgewählte Gedichte 1911–1918. Nachw. und Sacherläuterungen: Alfred Klein. Berlin und Weimar 1966.
- Bd. 2: Ausgewählte Gedichte 1919–1925. Nachw. und Sacherläuterungen: Alfred Klein. Berlin und Weimar 1966.
- Bd. 15: Publizistik I. 1912–1938. Berlin und Weimar 1977.
- Biese, Alfred: Poesie des Krieges. Erstes Bändchen. 2., verb. und erg. Aufl. Berlin 1916.
- Carl Zuckmayer 1896–1977. »Ich wollte Theater machen«. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs in Verbindung mit der Stadt Mainz und dem Land Rheinland-Pfalz im Schiller-Nationalmuseum Marbach und im Rathaus der Stadt Mainz. [Ausstellung und Katalog: Gunther Nickel und Ulrike Weiss.] Marbach am Neckar 1996 (Marbacher Katalog 49).
- Der Bildermann. Jg. 1. 1916. Nr. 14.
- Brecht, Bertolt: Gedichte I. Sammlungen 1918–1938. Bearb. von Jan Knopf und Gabriele Knopf. Berlin und Weimar / Frankfurt am Main 1988 (Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 11)
- Prosa 3. Sammlungen und Dialoge. Bearb. von Jan Knopf. Unter Mitarbeit von Michael Duchardt, Ute Liebig und Brigitte Bergheim. Berlin und Weimar / Frankfurt am Main 1995 (Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 18)

- Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914–1918. Bearb. von Ernst Volkmann. Leipzig 1934 (Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Reihe Politische Dichtung. Bd. 8).
- Deutsche Kriegslieder 1914/15. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Carl Busse. Bielefeld und Leipzig 1915 (Aus den Tagen des großen Krieges [Bd. 5]).
- Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918. Herausgegeben von Thomas Anz und Joseph Vogl. Stuttgart 1914 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 19255).
- Ehrenstein, Albert: Ausgewählte Gedichte. Ausgewählt und Nachwort von Jürgen Jahn. Berlin und Weimar 1967.
- Engelke, Gerrit: Rhythmus des neuen Europa. Gedichte. Jena 1921.
- Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910–1920. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von Thomas Anz und Michael Stark. Stuttgart 1982.
- Flex, Walter: Sonne und Schild. Kriegsgesänge und Gedichte. Braunschweig, Berlin, Hamburg 1915.
- Das Forum. Hrsg.: Wilhelm Herzog. München. Jg. 1. H. 8, November 1914.
- Friedrich, Paul: Fahnen und Wunden. Kriegsgedichte. Leipzig 1915.
- Ginzkey, Franz Karl: Befreite Stunde. Neue Gedichte. Leipzig 1917.
- Goll, Iwan: Gefangen im Kreise. Dichtungen, Essays und Briefe. Hrsg. von Klaus Schuhmann. Leipzig 1982 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 917)
- Requiem für die Gefallenen von Europa. Zürich, Leipzig 1917.
- Gumpert, Martin: Verkettung. Gedichte. Leipzig 1917.
- Hasenclever, Walter: Sämtliche Werke. Bd. 1. Lyrik. Bearb. von Annelie Zurhelle und Christoph Brauer. Mainz 1994.
- Haß, Antwort deutscher Dichter auf Versailles. Hrsg. von Reinhold Eichacker. München 1921.
- Hauptmann, Gerhart: Sämtliche Werke. Bd. 11. Nachgelassene Werke, Fragmente. Berlin 1996.
- Herzog, Rudolf: Ritter, Tod und Teufel. Kriegsgedichte. Leipzig 1915.
- Johst, Hanns: Die Stunde der Sterbenden. Leipzig 1914.
- Jünger, Friedrich Georg: Aufmarsch des Nationalismus. Leipzig 1926 (Der Aufmarsch. Eine Reihe deutscher Schriften. Hrsg. von Ernst Jünger. Bd. 2).
- Kästner, Erich: Gesang zwischen den Stühlen. Stuttgart, Berlin 1932.
- Die Zeit fährt Auto. Lyrische Bilanz. Hrsg. von Gerhard Seidel. 3. Aufl. Leipzig 1974 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 433).
- Kollwitz, Käthe: Die Tagebücher. Hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz. Red. d. Anmerkungen: Volker Frank. Berlin 1989.
- Kraus, Karl: Ausgewählte Werke. Bd. 2. 1914–1925. In dieser großen Zeit. München 1971.
- Worte in Versen. Teil 4. Leipzig 1919.
- Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Welt-

- kriege 1914. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Kellermann. Weimar 1915.
- Lauff, Joseph von: Singendes Schwert. Lieder aus großer Zeit von ... Berlin [1915].
Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Hrsg. von Ernst Heilborn. Berlin. Jg. 17. Oktober 1914–Oktober 1915.
- Mann, Heinrich: Essays und Publizistik. Bd. 3. November 1918 bis 1925. Teil 1. Texte. Hrsg. von Bernhard Veitenheimer mit Vorarbeitern von Barbara Voigt. Bielefeld 2015 (Kritische Gesamtausgabe).
- Geist und Tat. Franzosen 1780–1830. Essays. Mit einem Nachw. von Ulrich Walberer. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2011 (Studienausgabe in Einzelbänden).
- Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Mit Biographien und Bibliographien. Neu herausgegeben von Kurt Pinthus. Einleitung von Werner Mitzenzwei. 3. Aufl. Leipzig 1986 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 404).
- Mühsam, Erich: Gedichte. Prosa. Stücke. Hrsg. von Christlieb Hirte unter Mitarb. von Roland Links und Dieter Schiller. Mit einem Nachw. von Dieter Schiller. Berlin 1978 (Ausgewählte Werke. Bd. 1).
- Tagebücher 1910–1924. Hrsg. und mit einem Nachwort von Chris Hirte. 3. Aufl. München 2004.
- Die Neue Weltbühne. Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft. Nachdruck der Originalausgabe Prag/Paris 1933–1939. Mit einem Vorwort von Thomas A. Eckert. Bd. 8. 1936. München [u. a.] 1992.
- [Neunzehnhundertvierzehn] 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Bd. I. Umgearb. Gesamtausgabe von Heft 1–6 der Sammlung. Ausgew. von Julius Bab. Berlin 1914.
- 1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. »Zweiter Band«. Ausgew. von Julius Bab. Berlin [1919].
- [Neunzehnhundertvierzehn] 1914–1916. Eine Anthologie. Berlin-Wilmersdorf 1916. (Die Aktions-Lyrik. Herausgegeben von Franz Pfemfert [Bd. 1].)
- Polgar, Alfred: Ich bin Zeuge. Berlin 1927.
- Kleine Zeit. Berlin 1919.
- Die Mission des Luftballons. Skizzen und Erwägungen. Hrsg. und mit einem Nachw. versehen von Fritz Hofmann. Berlin 1975.
- Musterung. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl. Reinbek bei Hamburg 1983 (Kleine Schriften. Bd. 1).
- Orchester von oben. Berlin 1926.
- Rolland, Romain: Der freie Geist. Über dem Getümmel. Die Vorböten. Übers. von Eva und Gerhard Schewe. Berlin 1966 (Gesammelte Werke in Einzelbänden).
- sankt ziegenzack springt aus dem ei. Texte, Bilder und Dokumente zum Dadismus in Zürich, Berlin, Hannover und Köln. Mit Einleitung und Kommentaren hrsg. von Klaus Schuhmann. Leipzig und Weimar 1991.
- Schlösser, Rainer: Die große Runde 1917/1934 [Gedichte.] Berlin [1934].

- Sprengel, Peter: Der Dichter stand auf hoher Küste. Gerhart Hauptmann im Dritten Reich. Berlin 2009.
- Stehr, Hermann: Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten. Berlin 1920.
- Sternheim, Thea: Erinnerungen. Hrsg. von Helmut Mauser in Verbindung mit Traute Hensch. Freiburg i. Br. 1995.
- Sternheim, Thea: Tagebücher 1903–1971. Hrsg. und ausgewählt von Thomas Ehrsam und Regula Wyss im Auftrag der Heinrich-Enrique-Beck-Stiftung. Bd. 1. 1903–1925. 2., durchges. Aufl. Göttingen 2011.
- Taterka, Thomas: »Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht«. Die deutsche Weltkriegslyrik und ihr treuer Begleiter Julius Bab. In: Krieg und Literatur. Internationales Jahrbuch zur Kriegesund Antikriegsliteraturforschung. Osnabrück. Jg. 5. 1999. S. 5–20.
- Thoma, Ludwig: Gesammelte Werke. Bd. 2. Heilige Nacht, ausgewählte Gedichte, Novellen und Satiren. München 1933.
- Tucholsky, Kurt: Gesamtausgabe.
 Bd. 2: Texte 1914–1918. Hrsg. von Bernhard Tempel. Reinbek bei Hamburg 2003.
 Bd. 5: Texte 1921–1922. Hrsg. von Roland und Elfriede Links. Reinbek bei Hamburg 1999.
 Bd. 7: Texte 1925. Hrsg. von Bärbel Boldt, Andrea Spingler. Reinbek bei Hamburg 2002.
- Unsere Führer im Weltkrieg 1914. Kunstblätter mit der Feder auf Stein gezeichnet von E[mil] Fröhlich. Begleit-Wort von Karl Lamprecht. Hrsg. Hermann Springer. Leipzig 1914.
- Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder. Hrsg. von Karl Quenzel. Leipzig 1915.
- Vesper, Will: Vom großen Krieg 1914. Gedichte. München 1915.
- Vom jüngsten Tag. Ein Almanach neuer Dichtung. Leipzig 1916.
- Werfel, Franz: Gedichte. Berlin, Wien, Leipzig 1927 (Gesammelte Werke).
 — Der Weltfreund. Gedichte. 2. Aufl. Berlin-Charlottenburg [1912].
- Winckler, Josef: Mitten im Weltkrieg [Gedichte]. Leipzig 1915.
- Wolf, Friedrich: Gedichte. Erzählungen 1911–1936. Hrsg. von Else Wolf und Walther Pollatschek. Berlin 1963 (Gesammelte Werke in sechzehn Bänden 12).
- Wolzogen, Hans von: Vom Kriege zum Frieden! Zeitgedichte. Leipzig 1914.
- Xenien-Almanach für das Jahr 1916. Leipzig 1915 (Der Kriegs-Almanach 1915–1916. Dritte Auflage).
- Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler. München, Berlin. Jg. 1. 1914–1915. Kraus Reprint. Nendeln/Liechtenstein 1969.
- Zuckmayer, Carl: Abschied und Wiederkehr. Gedichte 1917–1976. Frankfurt am Main 1997 (Gesammelte Werke in Einzelbänden. Hrsg. von Knut Beck und Maria Guttenbrunner-Zuckmayer).
- Zweig, Stefan: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. Mit einem Nachwort von Kurt Böttcher. Berlin und Weimar 1981.



Zum Autor

Klaus Schuhmann (geb. 1935) in Oberwiesenthal. Aspirant (1959), Assistent, Dozent mit Wahrnehmung, Dozent und ordentlicher Professor (1975) an der Universität Leipzig (bis 1998). Leiter des Lehrstuhls Literatur der DDR und Deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts.

Ausgewählte Veröffentlichungen. Der Lyriker Bertolt Brecht 1913–1933. Berlin 1964. 340 S.; dasselbe München 1971. 418 S. [überarb. Fassung]. – Untersuchungen zur Lyrik Brechts. Themen, Formen, Weiterungen. Berlin, Weimar. 205 S.; 2. Aufl. 1977. 211 S. – Weltbild und Poetik. Zur Wirklichkeitsdarstellung in der Lyrik der BRD bis zur Mitte der siebziger Jahre. Berlin 1979. 518 S. – Lyrik des 20. Jahrhunderts. Materialien zu einer Poetik. Reinbek bei Hamburg 1995. 516 S. – Walter Hasenclever, Kurt Pinthus und Franz Werfel im Leipziger Kurt-Wolff-Verlag (1913–1919). Ein verlags- und literaturgeschichtlicher Exkurs ins expressionistische Jahrzehnt. Leipzig 2000. 221 S. – »Ich gehe wie ich kam: arm und verachtet«. Leben und Werk Max Hermann-Neisses (1886–1941). Bielefeld 2003. 276 S. – »Ich bin der Braun, den ihr kritisiert ...«. Wege zu und mit Volker Brauns literarischem Werk. Leipzig 2004. 242 S. – Leipzig-Transit. Ein literaturgeschichtlicher Streifzug von der Jahrhundertwende bis 1933. Leipzig 2005. 400 S. (Leipzig – Geschichte und Kultur. Bd. 2). – »Ich benötige keinen Grabstein«. Brechts literarisches Schaffen im Kontext der Literatur des 20. Jahrhunderts Rezeptionsgeschichte als Zeitgeschichte. Leipzig 2006. 349 S. – »Seit ein Gespräch wir sind und hören von einander«. Gedichtnetzwerke in der deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts? Bielefeld 2006. 404 S. – Goethe, Schiller,

Hölderlin und Heine im literaturgeschichtlichen Kontext des 20. Jahrhunderts. Leipzig 2010. 340 S. – Poetischer Weltverkehr in der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts. Rezeptionsverläufe – Übergänge – Umbrüche. Leipzig 2012. 280 S.

Herausgeberschaften. Klabund: Kunterbuntergang des Abendlandes. Gedichte, kleine Prosa, Tagebücher, Briefe. Berlin 1967. – Bertolt Brecht: Hauspostille. Frankfurt am Main 1970. [Beiheft zur Reprint-Ausgabe]. – Christian Morgenstern: Ausgewählte Werke. Leipzig 1975; 2. Aufl. 1977; Ausgewählte Werke in zwei Bänden. Leipzig, Weimar 1985; dasselbe Hanau 1985 [überarb. Fassung]; unveränd. Nachdr. Köln 2014. – Iwan Goll: Unter keinem Stern geboren. Ausgewählte Gedichte. Berlin 1973. – Günter Eich: Träume. Hörspiele. Leipzig 1973. – Günter Eich: Tage mit Hähern. Ausgewählte Gedichte. Berlin und Leipzig 1975. – Christoph Meckel: Flaschenpost für eine Sintflut. Lyrik, Prosa und Graphik. Berlin 1975. – Ludwig Rubiner: Der Dichter greift in die Politik. Ausgewählte Werke 1908–1919. Leipzig 1976; dasselbe Frankfurt am Main 1976. – Martin Walser: Was zu bezweifeln war. Aufsätze und Reden 1958–1975. Berlin 1976. – Ilse Aichinger: Spiegelgeschichte. Erzählungen und Dialoge. Leipzig 1979. – Hans Magnus Enzensberger: Beschreibung eines Dickichts [Gedichte]. Berlin 1979. – Marieluise Fleisser: Ausgewählte Werke in einem Band. Berlin, Weimar 1979. – Paul Celan: Die Silbe Schmerz. Berlin und Weimar 1979. – Selbsterfahrung als Welterfahrung. DDR-Literatur in den 70er Jahren. Berlin, Weimar 1981. 261 S. (mit Horst Nalewski). – Iwan Goll: Gefangen im Kreise. Dichtungen, Essays und Briefe. Leipzig 1982 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 917); 2. Aufl. Leipzig 1988. – Peter Rühmkorf: Phönix voran! (Gedichte). Berlin 1982. – Im Blick: Junge Autoren. Lesarten zu neuen Büchern. Halle und Leipzig 1987 (mit Walfried Hartinger). – sankt ziegenzack springt aus dem Ei. Texte, Bilder und Dokumente zur Dadaismus in Zürich, Berlin, Hannover und Köln. Leipzig, Weimar 1991; russ. Übers. Moskva 2002. – Franz Josef Degenhardt: Ala-Kumpanen, Sangesbrüder. Ausgewählte Lieder. Leipzig 1984 (Reclams Universal-Bibliothek. Bd. 1029). – Freude, schöne Spötterfunken. Friedrich Schiller in Parodien, Wider-Reden und Kontrafakturen: Ein Lese- und Vortragsbuch. Berlin 2001. – Hermann Hesse: Eine Stunde hinter Mitternacht. Leipzig 2002. – Friedrich Dürrenmatt: Die Panne. Leipzig 2003. – Heinrich Böll: Drei Erzählungen. Leipzig 2004 (mit Eckehart

Schumacher-Gebler). – Erich Kästner: Der Karneval des Kaufmanns. Gesammelte Texte aus der Leipziger Zeit 1923–1927. Leipzig 2004. – »Mit ihm hat ein neues dramatisches Zeitalter begonnen«. Ein Georg-Kaiser-Lesebuch. Halle (Saale) 2004. – Kurt Tucholsky: Hundert Gedichte. Berlin 2006. – Goethe-Parodien. Mit Abbildungen aus älteren bibliophilen Zeitschriften. Ein Almanach. Leipzig 2007. – Literaten kontra Patrioten. Das kulturelle Leipzig im Gedenkjahr 1913. Ein dokumentarisches Memorial. Leipzig 2013. – »Leipzig ist fürchterlich bei grauem Regen«. Literatur- und verlags-geschichtliche Mosaiksteine aus der Stadt der Schriftsteller und Bücher. Leipzig 2015.

Der Autor dankt Manfred Neuhaus für die redaktionelle Mitarbeit.

TEXTE ZUR LITERATUR

- Heft 1: Alfred Klein, Günter Mieth und Klaus Pezold: Im Zwielficht des Jahrhunderts. Beiträge zur Hölderlin-Rezeption. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Verein 1994. 72 S.
ISBN 3-932725-17-4
- Heft 2: Verbrannt, verboten, verbannt. Vergessen? Kolloquium zum 60. Jahrestag der Bücherverbrennung von 1933. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Verein 1995. 76 S.
ISBN 3-929994-34-8
- Heft 3: Werner Schubert: Friedrich Nietzsche und seine Nachwelt in Weimar. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Verein 1997. 103 S.
ISBN 3-929994-93-3
- Heft 4: Die Stimme erheben. Die russische Literatur in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997. 128 S.
ISBN 3-932725-31-X
- Heft 5: Leipziger Brecht-Begegnungen 1923–1994. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1998. 138 S.
ISBN 3-932725-82-4
- Heft 6: Betty Lucas bei den Familien Freiligrath und Marx. Londoner Erinnerungen aus dem Jahre 1852. Hrsg. und mit einer Nachbetrachtung vers. von Johanna Ludwig. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen Leipzig 1998. 71 S.
ISBN 3-932725-69-7
- Heft 7: Johannes R. Becher im letzten Lebensjahrzehnt. Leipziger Kolloquium aus Anlaß seines 40. Todestages, 5. November 1998. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2000. 60 S.
ISBN 3-89819-034-X
- Heft 8: Volker Braun zu Ehren. Hinze und Kunze bei Volker Braun (nebst anderen Verwandten und Bekannten). Leipziger Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2000. 79 S.
ISBN 3-89819-055-2
- Heft 9: Anna Seghers im Rückblick auf das 20. Jahrhundert. Studien und Diskussionsbeiträge. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2001. 180 S.
ISBN 3-89819-093-5
- Heft 10: Aus dem Feuilleton von »Leipzigs Neue« 1993–2002. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2003. 240 S.
ISBN 3-89819-171-0
- Heft 11: Horst Nalewski: Deutschstunden. Vorgetragenes · Erlesenes · Wiedergelesenes. Miniaturen zur deutschen Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2015. 132 S.
ISBN 978-3-89819-421-1